

Reportagen über Reporter

Fachjournalismus und Unternehmenskommunikation
Zweites Studienjahr

Herausgegeben von
Roger W. Müller Farguell

Zürcher Hochschule Winterthur, 2002

© Zürcher Hochschule Winterthur, 2002

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ausserhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Switzerland

Reportagen über Reporter

Editorial 3

Egon Erwin Kisch

Karin Bäurle
Kisch – Krieger und Künstler des Wortes
Eine Reportage über den «Rasenden Reporter»
Egon Erwin Kisch (1845-1948) 9

Maria Leitner

Beatrix Benz
Maria Leitner – „Wie ist dieses Leben auszuhalten?“ 27

Annemarie Schwarzenbach

Nadia Bächli
Auf der Suche nach dem amerikanischen Optimismus
Annemarie Schwarzenbach als Reporterin in Amerika –
Eine Reise von Maine bis Knoxville 43

Sylvia Rothen
Leidendes Menschenkind in der "Eisernen Stadt" 61

Nadine Rechsteiner
Annemarie Schwarzenbach – Die Fotoreporterin 77

George Orwell

Annette Rohner
George Orwell – Erledigt in Paris und London
(Down and out in Paris and London) 95

Peter Scholl-Latour

Roberto Mannala
Peter Scholl-Latour – Ein Reporter mit Mut 111

Hugo Loetscher

Juliette Wyler
Hugo Loetscher – Ein Schweizer von Welt 125

Editorial

Dieses Buch ist ein Glücksfall. Es entspringt den günstigen Umständen eines Studiengangs, der vom Pioniergeist durchdrungen, schöpferische Produkte wie selbstverständlich hervorbringt. Studierende des zweiten Jahrs in Fachjournalismus und Unternehmenskommunikation an der ZHW haben im Frühjahr 2002 „Reportagen über Reporter“ verfasst – und ihren Auftrag Ernst genommen. Aus der anfänglichen Recherche zur Geschichte des Journalismus ist eine schriftstellerische Erfahrung erwachsen, die sich durchaus sehen, vor allem aber lesen lässt. Was hier anliegt, ist das Ergebnis individueller und gemeinschaftlicher Arbeit in Schreibkultur: Recherche, Schreiben und Kritik, Redaktion und Präsentation. Eigentlich nichts Neues, aber ein Stück vom „Handwerk des Lebens“, das stets aufs Neue erworben wird. Nur ein Auszug der Reportagen ist hier versammelt. Er hat den Vorteil, repräsentativ zu sein, indem er ein zuträgliches Bild der Fähigkeiten gibt, die in den Schreibenden stecken. Wer Sinne hat, dies zu lesen, wird darin Tücken und Entzücken finden, die jedem Schreiben, sei es auch noch so professionell, lebenslang innewohnen. Es sind die Wegmarken zum eigenen Stil.

Roger W. Müller Farguell

Egon Erwin Kisch



Karin Bäurle

Kisch – Krieger und Künstler des Wortes

Eine Reportage über den «Rasenden Reporter» Egon Erwin Kisch (1845-1948)

«Der rasende Reporter» - kein anderer hat den Journalismus im 20. Jahrhundert so nachhaltig geprägt wie der Journalist, stets am Schauplatz der Aktualität. Was treibt einen Menschen dazu, unaufhörlich Missstände aufzudecken, sich freiwillig lebensgefährlichen Situationen auszusetzen? Kischs hat mit seinen Recherchen immer wieder sorgsam Verdecktes zu enthüllen gewusst. Er berichtet von Ungerechtigkeiten aus aller Welt. Getrieben von brennender Neugierde und einer Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Gegen soziale Missstände kämpft als Journalist ein Leben lang an, seine Waffe ist das Wort: Kisch gilt als der Begründer der literarischen Reportage.

Dann wird er selber zum Unterdrückten; Als Jude und Kommunist wird er im 2. Weltkrieg zum Staatsfeind Deutschlands erklärt und muss nach Mexiko ins Exil flüchten. Hier kommt der rasende Reporter, der fünf Kontinente bereist und beschrieben hat, etwas zur Ruhe. Dieses Land hat in seinem Leben eindruckliche Spuren hinterlassen.

Im folgenden Text verfolgen wir zunächst Kischs journalistischer Werdegang und wie seine Kampfbereitschaft ihn ins Exil treibt. In einem weiteren Schritt führt uns die Analyse zweier ausgewählter Reportagen auf die Spur seiner Arbeitsweise. Anhand von Textausschnitten aus «Der Kaugummi, erzählt vom Ende bis zum Anfang» und «Indiodorf unter dem Davidstern» untersuchen wir, wie Kisch Worte wählt und Sprache gestaltet.

Die neue Sachlichkeit

Kisch ging sehr früh neue Wege in der literarischen Reportage. Seine neue Sachlichkeit war bestechend. Nach der überladenen, schwülstigen Romantik sehnte sich alles nach etwas Neuem. Klar, nüchtern, den Blick auf Alltägliches gerichtet, trat der Naturalismus seinen Siegeszug an: Maler zeigten Bilder von hungernden Arbeiterfamilien, Schriftsteller wie Kisch beschreiben die Not in den Strassen der Städte. Wäre Kischs Schreibstil einer Kunstepoche zuzuordnen, so müsste er naturalistisch, mit Tendenz zum Expressionismus, genannt werden. Kisch erzählt seine Geschichten deutlich und grell, zuweilen verzerrt.

Lehrjahre

In jungen Jahren versucht er sich in einem Gedichtband. Als zwanzigjähriger Student darf er offiziell noch nichts publizieren, weshalb er sich das Pseudonym «Erwin» zu legt. Die Gedichte «Vom Blütenzweige der Jugend» werden gedruckt und unter dem Pseudonym «Egon Erwin Kisch» veröffentlicht. Der Reporter behält diesen Namen bei später wird aus «Egon Erwin Kisch» das Synonym für den «Rasenden Reporter».

Erste Erfolge erlangte Kisch mit seinen Lokalreportagen, die sich mit sozialen Missständen in Prag befasst. Die Reportagensammlung «Aus Prager Gassen und Nächten» und «Prager Kinder» erscheinen 1912 und 1913 in Buchform. Als Dreissigjähriger schreibt der Schriftsteller seinen einzigen Roman: «Der Mädchenhirt». Eine Milieustudie, in der das Tabu des Kindesmissbrauches und der Kinderprostitution aufgegriffen wird.

In dieser Zeit begeht Kisch einen Fehler, der ihn fast seinen guten Ruf als Journalisten gekostet hätte. Er muss für die Zeitung «Bohemia» einen Bericht über den Brand eines Wasserturmes schreiben. Damit der Artikel erfolgreich wird, entschliesst sich Kisch kurzerhand, den Schauplatz und die züngelnden Flammen

zu erfinden. Er lässt es lodern, leuchten, prasseln und brennen, sitzt derweil am Schreibtisch, lutscht am Bleistift und unterlässt es, am Ort des Geschehens aufzukreuzen. Die Kollegen in der Redaktion kritisieren ihn heftig. Der Vorfall wird zu einem Schlüsselereignis in Kischs Leben. Er trifft folgende Entscheidung:

Gestern hatte ich zum ersten mal etwas erfunden, und alle hatten es geglaubt ... Sollte ich also bei der Lüge bleiben? Nein. Gerade weil mir bei der ersten Jagd nach der Wahrheit die Wahrheit entgangen war, wollte ich ihr fürderhin nachspüren. Es war ein sportlicher Entschluss.¹

Einige Kisch-Kritiker haben dem Schriftsteller diesen Fehltritt bis heute nicht verziehen, sie wollen die Glaubwürdigkeit seiner gesamten Arbeit aufgrund dieses Einzelfalles anzweifeln. Kisch entscheidet sich, Berichterstatter zu sein. Und doch fühlt er sich als Schriftsteller. Zwei Herzen schlagen in seiner Brust. Mit seinem Entscheid beschneidet er seine künstlerische Freiheit und legt sein philosophisches Credo ab, indem er beschliesst, fortan Fantasterei zu meiden und bei greifbaren Tatsachen zu bleiben. In einer einschlägigen Sentenz, die auch heute noch in zahlreichen Büchern über die Reportage und den Journalismus steht, wird Kischs Credo auf den Punkt gebracht: «Nichts ist erregender als die Wirklichkeit».

Der Geschichtenerzähler

Mit Genuss verpackt Kisch seine Berichte in spannende «Tatschengeschichten». Er ist ein wunderbarer Geschichtenerzähler und beherrscht die Kunst der Dramaturgie wie kein anderer Reporter. Sich selber sieht der Reporter mehr als Schriftsteller, denn als Journalisten. Dass Kisch eine Künstlerseele ist, zeichnet sich in seinem siebenjährigen Aufenthalt in Mexico City ab. Seine Bekannten, Kollegen und Kolleginnen hier sind vorwiegend deutsche Schriftsteller, Schauspieler und Musiker. Die meisten sind, wie er, unfreiwillig in Mexiko, dem Land ihrer Verbannung; der

Fluchtstätte für viele von den Nazis verfolgte Künstler. Im Exil muss Kisch seine politische Aktivität als Kommunist zwangsläufig drosseln, denn Mexiko gewährt Asyl nur unter der Bedingung, dass sich die Flüchtlinge nicht in die mexikanische Innenpolitik einmischen. Diesem Umstand haben wir die Themenvielfalt seiner Mexiko-Reportagen zu verdanken.

Exil unter Palmen

Beim Ausbruch des 2. Weltkrieges muss Kisch ins Exil fliehen; als Kommunist, Jude, aktiver Kommunist und antifaschistischer Kämpfer im Spanischen Bürgerkrieg ist der Reporter in Europa nicht mehr willkommen.

Er schiffte sich 1939 nach Amerika ein. In New York heissen ihn die Amerikaner nicht mehr willkommen. Die Einwanderungsbehörde urteilt: Juden ja, Kommunisten nein! Aus der Traum vom «Paradies Amerika», das Kisch 1930 im gleichnamigen Buch beschrieb. Über New York kommt er 1941 als 54-jähriger Flüchtling schliesslich nach Mexiko. Seine Frau Gisl reist ihm nach Mexiko City nach.



Die starke Frau an seiner Seite: Gisl. Kisch diktiert ihr seine Texte.

Auf Kisch, der zu seinem 50. Geburtstag 1200 Gratulationen erhalten hat, als namhafter Schriftsteller und Politiker anerkannt und geschätzt wird, kommen Geldprobleme und schwierige Lebensverhältnisse zu.

Doch schon bald nach seiner Ankunft wird Kisch aktiv. Er gründet zusammen mit anderen deutschen Künstlern und Künstlerinnen den «Heinrich-Heine-Klub in Mexiko», dessen Publikationsorgan die Monatszeitschrift «Freies Deutschland» wird.

Der Klub vertritt die progressive deutsche Kultur, die in der Heimat verboten ist und ermöglicht, was während dem 2. Weltkrieg im Hitlerdeutschland unmöglich ist: Sie halten Versammlungen, führen kulturelle Veranstaltungen, wie Konzert- und Theaterabende oder Autorenlesungen, im Klub durch.

Neben Anna Seghers als Präsidentin ist Egon Erwin Kisch zusammen mit Dr. Ernst Römer Vizepräsident des Clubs und aktiver Mitarbeiter der besagten Monatszeitschrift. – Ein Klub deutscher Künstler, im Exil unter Palmen. – Der romantische Eindruck indessen täuscht. Heinrich Heine schrieb in seiner Deutschrift über Börne: «Wer das Exil nicht kennt, begreift nicht, wie grell es unsere Schmerzen färbt, und wie es Nacht und Gift in unsere Gedanken giesst.»; der Beitrag Heines wird 1942 in der Exilzeitschrift «Freies Deutschland» in neuer Aktualität veröffentlicht. Heute fällt es schwer, sich vorzustellen, dass ein Mexikoaufenthalt so schrecklich sein soll. Kisch klagt nicht, macht das Beste daraus.

«Entdeckungen in Mexiko» (Leseerlebnisse I)

Die Reportagesammlung, «Entdeckungen in Mexiko», wird 1945 in Mexiko veröffentlicht. Heinrich Mann spricht dem Autor in einem persönlichen Brief seine Anerkennung zu dem Werk aus. Zwar ist Kischs politische Bewegungsfreiheit drastisch eingeschränkt, doch scheint ihm dies auch Raum für neue Themen zu geben. Der Band besteht aus 34 kunterbunten Kurzgeschichten

und jedes dieser unterhaltsamen Kleinode ist ein journalistischer Tatsachenbericht.

Es ist anzunehmen, dass Kisch die Geschichten selber erlebt hat. Manchmal nennt Kisch geografische Daten, aber das Datum fehlt in der Regel. Eindrücklich sind seine Berichte über Naturereignisse. Bei einem kleinen Erdbeben bleibt man, wie Kisch, respektlos und ist belustigt über den wackelnden Boden. Aber nach einem grossen «Temblor», von 7.5 Punkt auf der Richter Skala, geschehen erschreckende Dinge, wie in «Erlebnisse beim Erdbeben» beschrieben: Zerrissene Erde, die sich wie Gletscherspalten über die Erde zieht, geteilte Häuser und eingestürzte Mauern, zerborstene Strassen.

Auch der Vulkan, wie ihn Kisch in seiner Reportage «Zum Geburtstag des Feuer speienden Berges» beschreibt, ist real. An seinem 1. Geburtstag macht der Berg nur noch kleine, ungefährliche Eruptionen und ist vergleichbar mit dem Arenal, einem aktiven Vulkan in Costa Rica, der regelmässig etwas Rauch ausstösst – bei Nacht schimmert dem Betrachter ein kleiner, rotglühender Lavastrom entgegen und immerhin ist das unterirdische Grollen kolossal beeindruckend. Die Geburt des Vulkans – ein Ereignis, um das der Schriftsteller zu beneiden ist. Kisch muss ganz wildes erlebt haben, er beschreibt in «Ein Vulkan bricht aus» die Geburt eines feuerspeienden Berges. Die Erdkruste bäumt sich auf, ein Asche- und Lavastrom begräbt ein ganzes Dorf.

In «Entdeckungen in Mexiko» beschert uns Kisch beschert uns sogar eine ungewöhnliche Geschichte über die Liebe: «Liebe und Lepra». Unglaublich. Kisch stösst auf die verblüffendsten Geschichten, und wie kein anderer versteht er es, sie spannend zu erzählen. Die Themenbreite seiner Mexiko-Reportagen ist tatsächlich bemerkenswert: In der Reportage «Was immer Peyote sei» erfahren wir Rituelles, Geschichtliches und Botanisches über Meskalin, «Agavenhain in der Kaschemme» enthüllt Lust und Laster des mexikanischen Bierersatzes, in die «Vanille-Indianer» folgt der neugierige Kisch der Vanille-Spur in den Dschungel.

In Betrachtung folgender zwei Reportagen beginnt die Spurensuche, deren Ziel es ist, Kischs Vorgehen aufzudecken und zu analysieren, wie er aus einer scheinbar alltäglichen Geschichte eine packende Reportage macht. «Der Kaugummi, erzählt vom Anfang bis zum Ende» ist ein Paradebeispiel dafür, wie es der Künstler des Wortes schafft, Spannung über mehrere Seiten aufzubauen und zu halten. Ebenfalls eine aussergewöhnliche ist «Indiodorf unterm Davidstern», weil Kisch für einmal auch persönliche Erfahrungen und Empfindungen einfließen lässt. Was für seinen Reportagestil nicht typisch ist, für gewöhnlich erzählt der Journalist seine Tatsachenberichte aus der Perspektive des Aussenstehenden Betrachters.

Wie Kisch ein Thema aufbereitet
«Kaugummi, erzählt vom Ende bis zum Anfang»²
(Leseerlebnisse II)

Das Buch «Erlebnisse in Mexiko» aufgeschlagen, stehen dem Leser über dreissig, mehr oder weniger eigenartige, Reportagetitel zur Auswahl. In die erste engere Wahl kommen willkürlich die beiden Titeln: «Bonanza oder die Prinzessin der glücklichen Strähne» oder «Der Kaugummi, erzählt vom Ende bis zum Anfang». – Nicht vom Anfang zum Ende; Kisch ändert Redewendungen oder setzt scheinbar nicht zusammengehörende Begriffe in den Titel. Der Leser wird irritiert, erhöht seine Aufmerksamkeit – seine Neugierde wird geweckt.

Zum ersten Mal begegnete mir der Kaugummi als Auswuchs auf der Hose, [...]. (S. 633)

Laut lachend geniesst der Leser Kischs Humor. Schön, wenn die eigenen Vermutungen bestätigt werden. Kisch schätzt Vorwissen und Erwartungen seines Publikums gut ein. Es stellt sich auf eine amüsante Geschichte ein.

[...] irgend ein Mitpassagier hatte ein Stück Kaugummi zu Ende gekaut und nachher auf meinem Deckstuhl bestattet, wo der Leichnam auf meine Hose kam. (S. 633)

Der Schriftsteller benutzt ein themenfremdes Vokabular. Dadurch erscheint der Gegenstand aus in einer völlig neuen Perspektive; der ausgespuckte «Kaugummi» wird zur «Leiche».

Nach dieser Begegnung mit dem Kaugummi, 1928 in New York, begegnet Kisch «*allüberall Gummi-Kau-Boys*». Neugierig, wie der Reporter ist, besucht er die Kaugummifabrik in Long Island. Viele Jahre später bietet sich ihm die Gelegenheit, die Kaugummi Geschichte weiterzuverfolgen. Kisch setzt seine Recherche über Zehn Jahre später in einem Hafen von Yucatàn fort, weil er dort zufällig wieder dem Kaugummi begegnet. Hier heisst er «Chicle» und wird zweimal im Monat nach New Orleans oder Florida exportiert. Kisch macht in der Hauptstadt Yucatàns eine Eigenartige Beobachtung, als er mit einigen Freunden durch die Strassen geht:

[...] als uns vier Männer entgegen kamen, von denen dreien je ein Arm fehlte. Vielleicht wären sie mir weniger aufgefallen, wenn alle vier einarmig gewesen wären [...]. Ich verabschiedete mich eilig von meiner Gesellschaft und folgte den fünf Armen. (S. 634)

Ein Kriminalroman bahnt sich an; das ist keine Harmlose Geschichte mehr. Von wem wurden sie verstümmelt? Das Wort Leiche – das vorher noch zum Lachen – war scheint todernst zu werden. Kisch folgt der Spur dieser Einarmigkeit. Gebannt eifert der Leser mit.

Wir sind mitten drin, in einer unheimlichen Geschichte. Über acht Seiten hinweg spannt Kisch seine Leser auf die Folter, führt sie auf verschiedensten falschen Spekulationen, bis er endlich preisgibt, warum es so viele Einarmige Chicleros (Kaugummi Arbeiter) gibt. Das aufgebauschte Geheimnis wird ganz nebenbei von einem alten Einheimischen gelüftet:

Von den Schlangen sind die Cuatronarices, die Viernasen, die ärgsten; früher verlor man unfehlbar das Bein oder den Arm, wenn man gebissen wurde, es dauerte mehrere Tage, bevor man an ärztliche Hilfe herankam. (S. 641)



Exil unter Palmen – Kisch macht das Beste daraus.

Kisch führt den Leser gekonnt durch die Geschichte. Nach dem Höhepunkt der Geschichte, wo das Geheimnis gelüftet wird, belohnt der Reporter sein Publikum mit Informationen über die Gummigewinnung und ihre Geschichte. Seine detaillierten Beschreibungen über Arbeitsbedingungen, Gewinnverteilung und Gewerkschaftsverträge erinnern daran, dass Kisch als Sozialist ein Kämpfer der Gerechtigkeit ist. Ganz zum Schluss beginnt der Reporter ein klein wenig zu philosophieren:

Ja, der Zapota-Baum [Gummibaum] war schon da, er war schon in jener grauen Vorzeit da, als die Mayas bauten. [...] Das war der Anfang, und ich schliesse. (S. 644)

Die Geschichte ist nicht nur szenisch und spannend erzählt, sie hat auch Gehalt. Der Autor hat keine Mühe gescheut, in Geschichtsbüchern zu recherchieren, um alle relevanten Informationen vermitteln zu können.

Kischs Charakteristika

«*Indiodorf unter dem Davidstern*»³

Mit Titeln fängt man Leser

Grotesk und widersprüchlich scheint der Titel «*Indiodorf unter dem Davidstern*». Gekonnt weckt der Schreiber bereits im Titel die Neugierde. Kisch kennt die Sensationslust und arbeitet mit Nachrichtenwerten: Nähe, Emotion, Sensationslust, Prominenz. Sein brillanter Humor und die feine Ironie machen überdies seine Texte so lesenswert.

Das Spiel mit der Assoziation und die Überraschung

«*Indiodorf unter dem Davidstern*» assoziiert *Unterdrückung*. Kisch, selber Jude, aber auch feuriger Kämpfer gegen soziale Missstände, wird sich als Anwalt der Unterdrückten zu Wort melden. Er spannt uns

auf die Folter. Es ist das Liebenswerte an seinen Geschichten, dass sie uns immer wieder überraschen. Er inszeniert seine Überraschungseffekte so gekonnt, dass sie ein Teil des Leseerlebnisses werden.

Szenische Einstiege und Passagen

«Stockdunkel war die Nacht [...]», Kisch nimmt uns mitten hinein ins Geschehen. Er beschreibt die Umgebung, gibt sich als Autor in Ich-Form zu erkennen und nimmt uns mit auf seine Entdeckungsreise. «*Da fuhr ich vorgestern zufällig nach ..*» – Auffällig, wie oft Kisch ohne Absicht zu seinen Erlebnissen kommt. Er erweckt den Eindruck, einen ganz normalen Tag zu verbringen und plötzlich geschieht etwas. Bei vielen anderen Geschichten verwendet er dieses Stilmittel auch. Das Wort «zufällig» ist bei Kisch niemals zufällig platziert.

Der Erzähler tritt in den Vordergrund, Nähe entsteht

Anders als bei seinem Reportagestil sonst üblich, tritt Kisch als Person, mit eigener Geschichte und Gefühlen, in den Vordergrund. Das ist das für eine Reportage von Kisch aussergewöhnlich. Durch häufige Emotionalität erhalten Kischs Mexiko-Texte eine neue Qualität, die den anderen kämpferischen, sozialpolitischen Reportagen fehlt.

Meisterhafte Wortspiele und Interpretationen

Kisch erkundigt sich nach den Juden im Dschungel und erhält folgende Antwort:

«*Dort, der Caballista ist einer von ihnen.*» Der Kabbalist? Weit und breit war keiner zu erblicken, der als Ziffern- und Zeichendeuter, als Kenner der Kabbala

in Betracht kommen konnte. Nur ein Bauer stieg soeben ganz unmytisch von einem Pferd. Mir ging ein Licht auf: Pferd heizt «*Caballo, also wird «Caballista» ein Reiter sein.* (S. 560)

Einmal mehr nimmt Kischs Bericht eine unerwartete Wendung. Auch wenn offen bleibt, was in der Kabbala steht, wird immerhin durch Kischs scheinbar beiläufigen Erläuterungen ein jüdischer Kabbalist im Wortspiel zu einem Reiter.

Gekonnt gesetzte Höhepunkte

Wo man in der Reportage «Der Kaugummi, erzählt vom Ende bis zum Anfang» noch ganze acht Seiten mit Spekulationen gequält wurde, lüftet Kisch in dieser Reportage bereits auf der zweiten Seite das Geheimnis um die «unheimlichen Juden im Dschungel». Diese Geschichte entwickelt viele kleinere Höhepunkte und findet ein starkes Ende: Da erinnert sich Kisch an seine Kindheit und singt uns ein jüdisches Kinderlied, er stößt im Dschungel von Mexiko einen äthiopischen Rabbi auf und beschreibt uns einige jüdische Gebetsgewohnheiten. Kisch nimmt am Gottesdienst teil:

Am Schluss stellte sich die Gemeinde vor dem Altartisch zum Totengebet. [...] Auch ich trat hervor, schloss die Füße aneinander und sprach nach, was der Rabbi uns vorsprach, nur die Namen seiner Toten fügte jeder Betende selber ein. (S. 567)

Kisch erinnert sich an seine Eltern, seine Heimat und an den Massenmord, der in Europa an den Juden verübt wird.

Unübersehbar, unaufhörlich ist ihre Reihe. An kalten Fratzen vorbei, wanken sie dem Ziele zu. Dort steht es, ein rauchender Bau. Alle wissen es, was dieser Bau bedeutet, woraus der Rauch besteht, der aus dem Schlot aufsteigt. Es ist die Todesfabrik, sie fabriziert Leichen. Mit welchen Gedanken bewegt sich diese Armee der Mord Geweihten diesem Ziele zu? Keine Hoffnung mehr, keine Hoffnung mehr für sich, ihre Kinder, für ihre Angedenken, kaum mehr Hoffnung mehr auf Rache, auf Bestrafung des Massenmords. Sie müssen sich in das Tor schieben, sie müssen sich entkleiden, sie müssen in

die Kammer gehen, wo ein fürchterliches Gas sie erwürgt, verbrennt, auflöst. Aus dem Schlot steigt Rauch.

Unübersehbar ist die Kolonne, sie zieht sich dahin, als hätte es nie eine Menschheit gegeben, niemals das Streben, mehr Brot, mehr Recht, mehr Wahrheit, mehr Gesundheit, mehr Weisheit, mehr Schönheit, mehr Liebe und mehr Glück in die Welt zu bringen.

Als letzter trete ich weg vom Altar, zu dem ich mich vor einigen Stunden so gutgelaunt aufgemacht hatte. (S. 568)

Kisch hatte vier Brüder, drei davon starben im Krieg. Einer fiel 1914 im 1. Weltkrieg bei Lublin (Polen), zwei Brüder kamen bei der Judenverfolgung im 2. Weltkrieg um; der eine 1942 im Getto von Łódź (Polen), der andere 1944 im KZ Theresienstadt/Terezín (Tschechoslowakei).

«Nein wissen Sie, er liebte die Menschen»

Kein anderer Schriftsteller und Journalist hat den Reportage-Journalismus bis heute so nachhaltig beeinflusst wie Egon Erwin Kisch. Er war der Wegbereiter einer journalistischen Sprache, die das Geschehen hautnah miterleben lässt. Menschen lieben es, Geschichten zu erzählen, die wirklich geschehen sind, und dabei soziale Missstände aufzudecken, war Kischs Berufung.

Nach sieben Jahren im Exil unter Palmen kann Kisch als 61-jähriger Mann endlich in sein geliebtes Prag zurück, nach Hause. Sofort machte er sich wieder an die Arbeit. Er recherchierte in der sozialistischen Schuhfabrik Bata, um die Ausbeutung hilf- und rechtloser Menschen aufzudecken. Im Frühjahr 1948 stirbt Kisch an einem Schlaganfall – ein paar Monate später, noch im gleichen Jahr, wird der jüdische Staat Israel geboren.

Seine letzte Haushälterin sagte über Kisch: «Nein wissen Sie, er liebte die Menschen. Niemanden konnte er traurig machen. Viele Besucher kamen zu ihm. Viele Ausländer. Er freute sich darüber, selbst wenn es spätnachts war. Dann schaute er aus dem Fenster und fragte, wer dort sei. Manchmal rief er auch " Herr Kisch ist nicht da!" Und lachte mit dem Besucher über den Scherz.»⁴

Anmerkungen

- 1) Klaus Haupt, Harald Wessel (Hg.), Kisch war hier, S. 38.
- 2) Kisch, Entdeckungen in Mexiko, Der Kaugummi, erzählt vom Ende bis zum Anfang, Köln 1981, S. 633 - 644.
- 3) Kisch, Entdeckungen in Mexiko, Indianerdorf unter dem Davidstern, Köln 1981, S. 560 - 568.
- 4) Klaus Haupt, Harald Wessel (Hg.), Kisch war hier, S. 305.

Primärliteratur

Auswahl aus Kischs Werk

(In Klammer: Jahr der Erstveröffentlichung)

- (1912) Aus Prager Gassen und Nächten, Lokalreportagen, Prager Kinder, Die Abenteuer in Prag. Aufbau Verlag, Berlin, 1994.
- (1914) Der Mädchenhirt. Milieustudie, Kinderschändung. Baum Verlag, 2000.
- (1922) "Schreib das auf Kisch!" (Originaltitel: Soldat im Prager Korps), Kriegstagebuch. Verlag der K. Andréschen Buchhandlung, Leipzig, 1932.
- (1923) Klassischer Journalismus – Die Meisterwerke der Zeitung. Fachbuch Journalismus. Neuausgabe mit Nachwort von Fritz Hofmann. Aufbau Verlag, Berlin (DDR), 1982.
- (1924) Der rasende Reporter, Klassische Reportagen. Hamburg, Aufbau Verlag, Berlin, 1986.
- (1925) Hetzjagd durch die Zeit, Reportagen. Aufbau Verlag, Berlin, 1994.
- (1927) Kriminalistisches Reisebuch, Berichte aus der Wirklichkeit. Aufbau Verlag, Berlin 1986.
- (1930) Egon Erwin Kisch beehrt sich darzubieten: Paradies Amerika, Aufbau Verlag, Berlin, 1986.
- (1935) Abenteuer in fünf Kontinenten, Universum Verlag, Zürich, 1948.
- (1942) Marktplatz der Sensationen, Aufbau Verlag, Berlin, 1987.

Sekundärliteratur

- Renate Beckmann, Klaus Ihlau, Don Kischote, CD's. Erinnerungen, an den rasenden Reporter Egon Erwin Kisch, CD-Audio Verlag, Postdam, 2001.
- Karin Ceballos Betancur, Egon Erwin Kisch in Mexiko: Die Reportage als Literaturform im Exil, Lang, Frankfurt am Main, 2000.
- Michael Haller, Die Reportage, ein Handbuch, Lenos Verlag, 1987.
- Klaus Haupt, Harald Wessel, Kisch war hier. Reportagen über den rasenden Reporter, Verlag der Nation Berlin 1985.
- Jutta Jacobi, Journalisten im literarischen Text, Europäische Hochschulschriften 1988.
- Marcus G. Patka, Der rasende Reporter. Egon Erwin Kisch. Eine Biographie in Bildern, Aufbau Verlag, Berlin, 1998.
- Edmunte Proksch, Egon Erwin Kisch. Reporter einer rasenden Zeit, Keil, Bonn, 1985.
- Karin Schaune, Anschläge. Der rasende Reporter Egon Erwin Kisch, Klett, Stuttgart, 1983.
- Christian Ernst Siegl, Egon Erwin Kisch - Reportage und politischer Journalismus, Schürmann, Bremen, 1985.
- Hans Albert Walter, Ein Reporter, der keiner war. Rede über Egon Erwin Kisch, mit zwei Texten von E. E. Kisch, Stuttgart, Metzler 1985.

Maria Leitner



Beatrix Benz

Maria Leitner

„Wie ist dieses Leben auszuhalten?“¹

Maria Leitner, eine mutige Reporterin, eine überzeugte Antifaschistin und Kommunistin, eine Kämpferin für die Arbeiterklasse und die Sache der Frauen. Sie hat ihren eigenen Kampf verloren und mit dem Leben bezahlt.

„Smile and be happy, it radiates“² — strahlendes Lächeln war keineswegs das Lebensmotto Maria Leitners, sondern eine Aufschrift in den Arbeitssälen der „General Cigar Company“ in Northampton. Es ist zugleich der Schlusssatz ihrer Reportage „Als Arbeiterin in einer Zigarrenfabrik.“³ Das ist typisch für Leitner: Zynisch, scharf und anregend bis zum bitteren Ende. Es soll haften bleiben — nachdenklich machen. Die Arbeitsumstände in der Fabrik müssen schlimm gewesen sein. So vergleicht sie den Eingang zu den Arbeitssälen mit dem Eingang zur Hölle in Dantes „Göttlicher Komödie“.⁴ Dort steht geschrieben: „Lasst alle Hoffnung fahren, die ihr eintretet.“ Starker Tobak. Wie kommt Maria Leitner dazu, die Fabrik mit der Hölle zu vergleichen? Als sie die Stelle in der Zigarrenfabrik antrat, war sie schon seit einiger Zeit in Amerika unterwegs. Seit 1925 berichtete sie als Reporterin für den Ullstein-Verlag, darüber wie es sich in der „Neuen Welt“ lebt und unter welchen Bedingungen Männer und vor allem Frauen arbeiten müssen.

Wie übel diese Bedingungen waren, erfuhr Leitner am eigenen Leib. Nichts blieb ihr erspart. Als Reporterin unterwegs, inkognito, bei verdeckter Recherche vor Ort. Allerdings hat Leitner, die während den drei Jahren in Amerika mehr als achtzig verschiedene Stellungen angenommen hatte, nicht nur zu Studienzwecken die Kombination von Reisen und Arbeiten gewählt. Finanziell war sie nicht auf Rosen gebetet und so musste sie, um ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können, Geld verdienen.

Leitner lässt in den Berichten ihre monetären Sorgen auch immer wieder einfließen. So schreibt sie in der oben erwähnten Reportage: „Aber es ist doch angenehm zu wissen: Ich habe Arbeit gefunden.“⁵

Es stimmt auch, dass sie sich beim Ullstein-Verlag mit dem Vorschlag, nach Amerika zu gehen, bewarb. Sie wollte für den, seit 1924 erscheinenden „Uhu“, ein nach amerikanischem Vorbild gestaltetes Monatsmagazin, eine Reportageserie aus Amerika, dem Traumland aller ausreisewilligen Deutschen schreiben. Wie kam Leitner auf diese, zur damaligen Zeit für eine Frau doch eher ungewöhnliche Idee? Auslöser war ihr Bruder Janos, der seit ein paar Jahren in New York im Exil lebte. Die Nachricht von seiner schweren Krankheit und die Gewissheit, dass er nur noch kurz zu leben habe, weckte das Verlangen, zu ihm zu reisen. Da Leitner nicht über das nötige Geld für die Reise und den Aufenthalt verfügte, beschloss sie, sich beim renommierten Berliner Verlag zu bewerben.

Ende in Hoechst

Am Ende der zweiten Reportage „IG-Farben“⁶ aus dem Jahre 1937, berichtet Leitner von den Arbeiterinnen bei Hoechst, die keine Kinder mehr austragen könnten. Das Gespräch diesen „Farben-Mädchen“ sucht sie und schliesst mit den Worten. „Was aber wird in einigen Jahren aus ihnen? Den zukünftigen Müttern der Nation? Niemand fragt danach. In Hoechst braucht man Arbeitskräfte. In Hoechst ist Konjunktur.“ Reiner Sarkasmus: Die deutsche Nation, die doch auf gesunde und gebärfreudige deutsche Frauen lautstark pocht, vergiftet sie. Welch ein Hohn. Leitner lässt den Satz kommentarlos stehen. In den Sarkasmus dieses Schlusses mischt sich auch Verzweiflung und Resignation. Zu beidem hatte Leitner guten Grund. Denn als sie 1937 den Artikel recherchierte und schrieb, lebte sie seit vier Jahren im Pariser Exil. Sie musste vor dem nationalsozialistischen Regime fliehen, nach-

dem ihre Schriften verboten wurden. Sie war nicht nur als mutige Reporterin und Schriftstellerin in Gefahr, sondern auch als Jüdin, überzeugte Antifaschistin und Kommunistin. Die Geschehnisse in Deutschland liessen ihr keine Ruhe. Sie wollte aufklären und der Welt berichten, wie sich dieses Land für den Krieg rüstete. Getarnt als amerikanische oder ungarische Touristin, reiste sie mehrmals nach Deutschland, sprach mit Arbeitern, Frauen und Kindern.

Ihre Eindrücke und das recherchierte Material verarbeitete sie in verschiedenen Berichten und im Roman „Elisabeth, ein Hitlermädchen“,⁷ in welchem sie das trostlose Leben der deutschen Jugend aufzeigt. In zwanzig Kapiteln erzählt sie das Leben eines jungen deutschen Mädchens, das durch die Umstände der damaligen Zeit geprägt wird. Dieser Roman steht stellvertretend für viele ähnliche Schicksale und trägt den Untertitel „Roman der deutschen Jugend“.

Ihre Arbeiten aus dieser Zeit erschienen ab 1937 in der deutschsprachigen „Pariser Tageszeitung“. 1985 wurde der Roman, sowie mehrere Texte aus den 30er Jahren in einem Buch publiziert, das den Titel dieses Romans trägt.⁸

Von Anfängen und Nasen

Leitner schliesst ihre Reportagen mit provozierendem Sarkasmus. Doch wie gestaltet sie ihre Anfänge? Wie versucht sie, das Interesse ihrer Leser zu wecken?

Den Einstieg in ihre Reportagen wählt Leitner mit Vorliebe über die Beschreibung konkreter Sinneseindrücke, etwa dem olfaktorischen.

Ihre Texte werden förmlich über die Nase entdeckt. Für beide ausgewählte Berichte trifft diese Feststellung zu. So beginnt die Reportage „Als Arbeiterin in einer Zigarrenfabrik“ schon im Untertitel mit „Tabakluft“⁹ und fährt mit der Beschreibung dieser Luft fort: „Sie ist bitter und ätzend. Je mehr man sich der Fabrik

nähert um so schärfer, dicker wird sie. Wenn man die Fabrik betritt, hat man das Gefühl: Hier kann man nicht atmen.“¹⁰ Ähnlich beginnt Leitner ihre Arbeit über die „IG-Farben“:

[...] sommerlich honigsüßer Duft kann den scharfen, penetranten Gestank, der sich frech und unbekümmert in den Strassen breit macht, nicht übertäuben.“¹¹ „Hat einmal dieser schreckliche Geruch vom Innern der Häuser Besitz ergriffen, ist er nicht mehr zu verjagen, mengt sich wie ein widerliches, unerwünschtes Gewürz den Speisen bei, geistert in die Träume — wie der Verbote kommender schauerlicher Gefahren.“¹²

Ihre Beobachtungsgabe ist so ausgeprägt, dass ihr eine Umgebung, ja sogar ein Mensch, im wahrsten Sinne des Wortes „in die Nase sticht“. In beiden Texten geht sie eingangs darauf ein, wie sich ein bestimmter Geruch an Kleidung und Haaren der Arbeiterinnen haftet.

Frauenleben

In den beiden Reportagen wie auch in den meisten anderen Texten Leitners stehen Frauen im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit. Das Leben ihrer Geschlechts-Genossinnen zu ergründen, die Verhältnisse in den Familien, die Doppelbelastung als Ehefrau und Mütter zu beschreiben sowie die kläglichen Lebensbedingungen der Arbeiterinnen aufzudecken, motivierten Leitner zu ihrer kritischen journalistischen Arbeit. Woher kommt diese Affinität zu Frauenthemen?

Flucht in die Unabhängigkeit

Maria Leitner wuchs als Älteste von drei Geschwistern auf. Mit ihren jüngeren Brüdern verband sie eine innige Beziehung. Sie erlebte am Beispiel ihrer Mutter, was es heisst, von einem Mann abhängig zu sein. Ihre Eltern liessen sich scheiden, als Leitner die höhere Schule besuchte. Die Mutter, ohne Ausbildung und Er-

sparsame, stand mittellos da und musste für andere kochen und putzen, um über die Runden zu kommen. Diese Erfahrungen haben die Tochter geprägt, weshalb sie nach Unabhängigkeit strebte, besonders von Männern. Unbedingt wollte sie nach dem Abitur studieren. Da dies damals in Ungarn für Frauen nicht möglich war, ging sie in die Schweiz. Sie sorgte für sich selber und finanzierte sich ihr Leben mit Schreiben von Artikeln für kleinere Zeitungen. Schon früh musste sie die Verantwortung für sich selber übernehmen. Die Zeit des ersten Weltkriegs und die politischen Umstände in Ungarn haben Leitner geprägt. Sie trat der Kommunistischen Partei bei und engagierte sich für ihre politischen Ideen. Als die ungarische Räterepublik blutig niedergeschlagen wurde, begann die erste von vielen Fluchten Maria Leitners. Die Wirren der Nachkriegs-Zeit und ihre Situation als alleinstehende Frau haben ihr Interesse für Frauenthemen geweckt und sie begann, gezielt über Frauenschicksale zu recherchieren und zu schreiben.¹³

Leitners Stil und Bizets „Carmen“

Beiden Reportagen, „IG-Farben“ und „Als Arbeiterin in einer Zigarrenfabrik“ weisen Gemeinsamkeiten im Schreibstil und in der Struktur auf. So arbeitet Leitner gezielt mit direkter Rede. Sie lässt die Menschen zu Wort kommen, pflegt teilweise einen interviewartigen Stil. Am besten lässt sich das im Text „IG-Farben“ beobachten. Über mehrere Zeilen führt sie einen Dialog mit den Frauen und den Mädchen, wodurch Nähe und Authentizität entsteht.

Eine auffällige Eigenart im Schreiben der Autorin ist die häufige Verwendung des Indefinitpronomens „man“. Allein in den ersten vier Sätzen des ersten Abschnittes der Reportage „Als Arbeiterin in einer Zigarrenfabrik“ findet es sich fünfmal.¹⁴ Das Pronomen „man“ hat eine Stellvertreterfunktion. Doch wen vertritt es tatsächlich? Leitner hat diese unbestimmte Stelle des Sprechens zweifellos bewusst als Stilmittel eingesetzt.

Während einzelne oder mehrere von diesem Wort umfasst sind, schafft Leitner durch den Gebrauch des Wortes „man“ in ihren Texten sowohl Distanz als auch Nähe. Ein Widerspruch? Die Distanz ergibt sich aus dem unpersönlichen „man“. Leitner schreibt weder „ich“, noch benennt sie die gemeinten Menschen, die je nach Kontext, die Arbeiter, die Besucher oder die Öffentlichkeit darstellen. Doch räumen solch offene Textstellen auch Nähe zum Geschehen ein. Leitner schliesst durch das „man“ den Leser mit ein. Als Leser ist man einbezogen: Man spürt sie lesend, die Luft.¹⁵ Man betritt mit Leitner die Fabrik, fühlt mit.¹⁶ Man ist unmittelbar aber beobachtend Teil des Geschehens. Leitners Stil bricht diesen Reigen von Nähe und Distanz auf, sobald ins persönliche „ich“ gewechselt wird. Der Leser wird wieder in seine Rolle als aussenstehender Betrachter gedrängt, bis die Autorin zum nächsten Stilwechsel ansetzt.

Leitner baut in all ihren Reportagen Schicksale von direkt Betroffenen ein. Sie gibt anhand dieser Geschichten ein Stimmungsbild der Zeit und von den herrschenden Zuständen. In der Reportage „Als Arbeiterin in einer Zigarrenfabrik“ beginnt die Erzählung der Schicksale bereits mit der gleichnamigen Überschrift.¹⁷ Nie nennt sie die Frauen beim Namen. Es ist entweder die Frau, „die den ganzen Tag ohne aufzublicken arbeitet“,¹⁸ „meine andere Nachbarin“¹⁹ oder sie bekommt einen Spitznamen wie die „amerikanische Carmen“.²⁰ Diesem Stil der ‘namenlosen Zeugen’ bleibt Leitner mehrheitlich auch im Text „IG-Farben“ treu. Sie unterscheidet hier lediglich zwischen „Frauen“²¹ und den „braunen Frauen“.²² In diesem Text weicht sie zweimal von ihrer Stillinie ab. Ein erstes Mal im Abschnitt „Leben eines Anilin-Offiziers“.²³ Hier gibt sie dem Zeugen, einem Mann (!), sogar Namen „Dr. B.“.²⁴ Ein zweites Mal, als sie sich mit den „Farben-Mädchen“ unterhält. Sie nennt sie nicht nur beim Namen, sie erwähnt sogar das Alter „Betty ist 14_, Lisa 15“²⁵, wodurch eine persönliche Beziehung zu den beiden jugendlichen Arbeiterinnen entsteht.

Eine Besonderheit Leitners ist auch die Verarbeitung von Kultur-Zitaten. Ein einprägsames Beispiel ist Georges Bizets Oper „Carmen“,²⁶ die in der Reportage „Als Arbeiterin in einer Zigarrenfabrik“ mit dem Text verwoben wird. Da sich beide Handlungen, die reale die Leitner erlebt und die fiktive die in der Oper spielt, in einer Tabakfabrik zutragen, erweist sich als günstige Konstellation, die literarisch verarbeitet wird. Leitner nützt diesen Umstand gekonnt aus. Das erste Mal lässt sie den Verweis sehr dezent in ihren Bericht einfließen: „Die Arbeiterinnen, man muss es gleich vorweg sagen, haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Statistinnenchor in ‘Carmen’.“²⁷ Offenbar inspiriert von der sich bietenden Möglichkeit Kultur und Realität zu verknüpfen, widmet Leitner der „Carmen“ gleich einen ganzen Abschnitt: „Die amerikanische Carmen“.²⁸ Sie erzählt darin die amourösen Abenteuer zweier Arbeiterinnen der Zigarrenfabrik anhand der Opernhandlung.²⁹ Eine überaus witzige Art des Erzählens und für den Leser von grossem Unterhaltungswert, falls er denn die Oper „Carmen“ kennt. Denn Leitner vermischt die beiden Handlungsebenen miteinander, indem sie den real existierenden Protagonisten Namen der Oper gibt. So kommen beispielsweise die „Escamillos“³⁰ vor. In der Welt von Northampton sind das, im Gegensatz zu den Stierkämpfern in „Carmen“, ein Aufseher und ein Beamter einer benachbarten Fabrik,³¹ die um die Gunst der beiden Damen buhlen. Natürlich dürfen auch die beiden „Boys“³², genannt „Don Josés“³³, nicht fehlen, die der ganzen Geschichte noch die nötige Würze geben. Leitner hat diese Textpassage mit viel Humor geschrieben. Am Schluss des Absatzes³⁴ kann sie sich allerdings einen gewissen Sarkasmus nicht verkneifen. Sie spielt darin auf ihre „andere Nachbarin“³⁵ an, die „genauso breit wie lang ist“³⁶ und beim Ableben ihres Gatten tausend Dollar bekommt. Leitner prophezeit den Herzensbrecherinnen, genau so zu werden wie die „andere Nachbarin“³⁷ und „von der Lebensversicherungspolizze ihres Gatten“³⁸ zu träumen.

Auch in der Reportage von 1937, „IG-Farben“, ist von Kultur die Rede, allerdings der damaligen Zeit entsprechend, von „Nazi“-

Kultur. Die beiden „Farben-Mädchen“³⁹ erzählen Leitner von den „Kameradschaftsabenden“,⁴⁰ an denen einschlägige Lieder gesungen werden, wie: „Hitler-Mädel“⁴¹, „Hitler ist unser Führer“⁴² oder das „Horst-Wessel-Lied“.⁴³

Zweifellos kann gesagt werden, Maria Leitner habe keine wahrhaft packende Art zu schreiben. Der Leser wird selten von den Texten so gefesselt, dass er sich kaum mehr losreißen kann. Dennoch faszinieren ihre Reportagen. Man taucht ein in eine andere, unbekanntere Welt. Vielleicht ist es diese Ambivalenz, die Leitners Werke dennoch so lesenswert macht.

Der Mensch Maria Leitner

Leitner war rastlos, immer unterwegs. Sie bereiste die halbe Welt. Europa: Nord- und Südamerika, die Karibik und auch Afrika waren Ziele ihrer Reisen und Recherchen.⁴⁴ Doch was für ein Mensch war Maria Leitner? Wir wissen, wo sie war, was sie schrieb. Doch haben wir so gut wie keine Angaben darüber, wie sie lebte. Hatte sie Beziehungen? Freunde? Was waren ihre Bedürfnisse?

Die einzigen Informationen zu ihrem Privatleben sind jene, die ein enges Verhältnis zu ihren Brüdern belegen. Auch ist bekannt, dass Frauenthemen eine zentrale Rolle in ihrem Leben spielten.

Die Person Leitner bleibt dem interessierten Leser verborgen. Der Mensch hinter der engagierten Reporterin bleibt weitgehend unbekannt. Die Frau bleibt eine Fremde. Sie hat ihr privates Glück der Leidenschaft fürs Schreiben untergeordnet.

Die letzte Flucht

Die provozierende Art, ihre Reportagen zu schliessen, sind bekannt. Wie endete aber das Leben der Verfasserin dieser Werke?

Die Tragödie beginnt 1933, als Leitner in Paris lebte und arbeitete. Sieben Jahre später kapitulierte Frankreich, Leitner wurde, mittlerweile fünfzig Jahre alt, ins berüchtigte Frauenlager „Camp

de Gurs“ deportiert. Nach ein paar Monaten gelang ihr die Flucht. Wieder einmal war sie eine Vertriebene, es sollte das letzte Mal sein. Auf dieser letzten Reise verlor sie ihr Gepäck, ihre Bücher und Briefe. Der Verlust, vor allem ihrer Schriften, war mehr als ein materieller Verlust. Sie verlor auch ihren Mut, ihre Kraft und ihre Hoffnung. Sie schlug sich nach Marseille durch und versuchte mehrmals, über amerikanische Hilfsorganisationen ausreisen zu können. Vergeblich.

Das letzte Mal wurde Maria Leitner am 4. März 1941 in einem Büro der Organisation „Emergency Rescue Committee“⁴⁵ gesehen. Sie erlitt einen Nervenzusammenbruch. Ein Arzt wurde gerufen. Er liess sie in eine Zwangsjacke stecken und wegbringen. Niemand hat Maria Leitner jemals wieder gesehen.

Leitners Vermächtnis

Was ist von ihren Werken geblieben? Erstaunlicherweise nicht viel. Maria Leitner und ihre sozialkritischen Reportagen gingen im Laufe der Zeit vergessen. Ausser dem Buch „Reportagen aus Amerika: Eine Frauenreise durch die Welt der Arbeit in den 1920er Jahren“, das 1999 wieder aufgelegt wurde, gibt es keine Bücher mehr, die über den Buchhandel erhältlich wären. Der Name jener mutigen, weltreisenden Frau findet nur selten Erwähnung in Büchern und Texten.⁴⁶ Ausser der Universität Düsseldorf⁴⁷ scheint sich keine andere Hochschule für die Reporterin und Schriftstellerin zu interessieren. Der Journalistin Helga Schwarz ist es zu verdanken, dass Leitner nicht völlig in Vergessenheit geriet. Sie erforscht seit Jahren das Leben und die Schriften von Maria Leitner. In ihrer Arbeit „Maria Leitner – eine Verschollene des Exils?“⁴⁸ schliesst Schwarz mit folgenden Worten: „Konnte auch die Frage nach ihrem endgültigen Schicksal bis heute trotz intensiver Nachforschungen nicht beantwortet werden, so ist uns doch der grösste Teil ihrer Texte als Vermächtnis geblieben – als Mahnung zur Wachsamkeit gegenüber Rassismus, Krieg und Faschismus.“

Anmerkungen

- 1 Brief Maria Leitners an den „American Guild“ in New York, 4. März 1941, in: Helga Schwarz: «Maria Leitner – eine Verschollene des Exils?», in «Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch», Band 5, Verlag edition text + kritik, München 1987, S. 133; vgl. zum Folgenden Gislinde Schwarz: «Die Welt verändern. Maria Leitner (1892 – 1942?)», in «Die Reisen der Frauen. Lebensgeschichten von Frauen aus drei Jahrzehnten», Beltz Verlag, Weinheim und Basel 1999, S. 229.
- 2 Maria Leitner: «Reportagen aus Amerika: Eine Frauenreise durch die Welt der Arbeit in den 1920er Jahren», Promedia Verlag, Wien 1999, (Originalausgabe: Berlin, Wien 1932), S. 77.
- 3 Maria Leitner: «Reportagen aus Amerika», a.a.O., S. 67 ff.
- 4 Dante Alighieri: «Die göttliche Komödie», 1325.
- 5 Maria Leitner: «Reportagen aus Amerika», a.a.O), S. 67.
- 6 Maria Leitner: «Elisabeth, ein Hitlermädchen», Erzählende Prosa, Reportagen und Berichte, Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1985, S. 212 ff.
- 7 Ebd., S. 267 ff.
- 8 Maria Leitner: «Elisabeth, ein Hitlermädchen», Erzählende Prosa, Reportagen und Berichte, Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1985.
- 9 Maria Leitner: «Reportagen aus Amerika», a.a.O., S. 67.
- 10 Ebd. S. 67.
- 11 Maria Leitner: «Elisabeth, ein Hitlermädchen», a.a.O., S. 212.
- 12 Ebd. S. 212.
- 13 Vgl.: Maria Leitner: «Sandkorn im Sturm» (geschrieben 1919?), in «Elisabeth, ein Hitlermädchen», a.a.O., S. 7 ff. Maria Leitner: «Frauen im Sturm der Zeit» in «Elisabeth, ein Hitlermädchen», a.a.O., S. 158 ff.
- 14 Maria Leitner: «Reportagen aus Amerika», a.a.O., S. 67.
- 15 Maria Leitner: «Reportagen aus Amerika», a.a.O., S. 67.
- 16 Ebd., S. 67.
- 17 Ebd., S. 72.
- 18 Ebd., S. 72.
- 19 Ebd., S. 72.
- 20 Ebd., S. 73.

-
- 21 Maria Leitner: «Elisabeth, ein Hitlermädchen», a.a.O., S. 215 f.
- 22 Ebd., S. 216.
- 23 Ebd., S. 214 f.
- 24 Ebd., S. 214.
- 25 Ebd., S. 217.
- 26 Georges Bizet: «Carmen», Oper in 4 Akten, Uraufführung am 3. März 1875 in Paris.
- 27 Vgl.: Maria Leitner: «Reportagen aus Amerika», a.a.O., S. 68. Reclams Opern-Führer: «Bizet: Carmen», 1999, S. 436 ff.
- 28 Maria Leitner: «Reportagen aus Amerika», a.a.O., S. 73 ff.
- 29 Ebd. S. 73 f.
- 30 Vgl.: Reclams Opern Führer: «Bizet: Carmen», 1999, S. 436 ff. Maria Leitner: «Reportagen aus Amerika», a.a.O., S. 73.
- 31 Ebd. S. 73.
- 32 Ebd. S. 73.
- 33 Vgl.: Ebd. S. 73. Reclams Opern-Führer: «Bizet: Carmen», 1999, S. 436 ff.
- 34 Maria Leitner: «Reportagen aus Amerika», a.a.O., S. 73.
- 35 Ebd. S. 72.
- 36 Ebd. S. 72.
- 37 Ebd. S. 72.
- 38 Ebd. S. 74.
- 39 Maria Leitner: «Elisabeth, ein Hitlermädchen», a.a.O., S. 217.
- 40 Ebd. S. 217.
- 41 Ebd. S. 217.
- 42 Ebd. S. 217.
- 43 Ebd. S. 217.
- 44 Gislinde Schwarz: «Die Welt verändern. Maria Leitner (1892 – 1942?)», a.a.O., S. 206.
- 45 Maria Leitner: «Reportagen aus Amerika», a.a.O., S. 247.
- 46 Gislinde Schwarz: «Die Welt verändern. Maria Leitner (1892 – 1942?)», a.a.O.
- 47 Universität Düsseldorf:
www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/frauenarchiv/leitner
- 48 Helga Schwarz: «Maria Leitner – eine Verschollene des Exils?» a.a.O.

Biographie

- 19.1.1892 In Varazdin (ehem. Österreich-Ungarn, heute Kroatien) geboren
- 1896 Umzug nach Budapest
- 1910 bis 1913 Studium in der Schweiz
- 1913 Autorin beim Budapester Boulevardblatt „Az Est“ (Der Abend)
- 1914 Auslandkorrespondentin in Stockholm
- 1918 Rückkehr nach Ungarn
- 1920 Flucht über Wien nach Berlin
- 1920 Teilnahme am 2.Kongress der Kommunistischen Internationalen in Moskau
- bis 1924 Lebt und arbeitet sie in Berlin
- 1925 Nachricht von der Erkrankung ihres Bruders Janos in New York, Bewerbung beim Ullstein-Verlag, Reise nach New York, Tod des Bruders, Beginn der Reportagen für das „Uhu“ Magazin
- 1925 bis 1928 Reportagereisen in Nord- und Mittelamerika sowie in der Karibik
- 1929/1930 (?) Zurück in Deutschland
- 1930 Erscheint der Roman „Hotel Amerika“, der Reportageband „Eine Frau reist durch die Welt“ und der Bericht „Wehr dich, Akato“
- 1933 Erscheint der Reportageband „Frauen im Sturm der Zeit“, ihre Texte werden von den Nazis verboten, Flucht nach Paris
- Ab 1935 Reisen nach Deutschland, als Touristin getarnt
- Ab 1937 Erscheint der Text „Elisabeth, ein Hitlermädchen“ als Fortsetzungsroman in der „Pariser Tageszeitung“
- 1940 Kapitulation Frankreichs, Deportation ins Frauenlager „Camp de Gurs“, Flucht aus dem Lager, trifft in Marseille ein
- 1941 Wurde Maria Leitner das letzte Mal gesehen

Primärliteratur:

Maria Leitner: «Reportagen aus Amerika: Eine Frauenreise durch die Welt der Arbeit in den 1920er Jahren», Promedia Verlag, Wien 1999

Maria Leitner: «Elisabeth, ein Hitlermädchen», Erzählende Prosa, Reportagen und Berichte, Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1985

Sekundärliteratur:

Gislinde Schwarz: «Die Welt verändern. Maria Leitner (1892 – 1942?)», in «Die Reisen der Frauen. Lebensgeschichten von Frauen aus drei Jahrzehnten», Beltz Verlag, Weinheim und Basel 1999

Helga Schwarz: «Maria Leitner – eine Verschollene des Exils?» in «Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch», Band 5, Verlag edition text + kritik, München 1987

Annemarie Schwarzenbach



Nadia Bächli

Auf der Suche nach dem amerikanischen Optimismus

Annemarie Schwarzenbach als Reporterin in Amerika – Eine Reise von Maine bis Knoxville

Amerika in den 30er Jahren: Arbeitslosigkeit, Konkurse, Zwangsversteigerungen; verursacht durch die wirtschaftliche Depression. Die Hoffnung der Amerikaner liegt im Wirtschafts- und Sozialprogramm von Präsident Roosevelt, dem „New Deal“. Einem Programm, an das auch Annemarie Schwarzenbach glaubt. Als Reporterin reist sie durch die USA der 30er Jahre. Sie sucht im Staat Maine und in der Stadt Knoxville, Tennessee, nach Zeichen des Wandels. In ihren Reportagen beschreibt sie die Reformen des New Deals – enthusiastisch im Norden, ernüchternd im Süden.

Der „Blaubeeren-Staat“ ist Annemarie Schwarzenbach erstes Ziel, als sie sich im Herbst 1936 zusammen mit der amerikanischen Reporterin Barbara Hamilton-Wright, die sie im Vorjahr in Theheran kennen gelernt hat, auf ihre Entdeckungsreise durch die USA macht. Maine. Der damals nördlichste Staat Amerikas (Alaska wurde erst 1959 in die Vereinigten Staaten aufgenommen). 80 Prozent der Fläche Maines besteht aus Wald. Aus Maine stammen 99 Prozent der gesamten amerikanischen Blaubeeren-Produktion.

Doch für Maines Wirtschaft interessiert sich Annemarie Schwarzenbach nicht. Sie hat ein anderes Ziel, eine politische Mission. Amerika steht im Herbst 1936 kurz vor den Präsidentschaftswahlen. Der demokratische Präsident Franklin D. Roosevelt trifft nach vierjähriger Amtsperiode auf den republikanischen Herausforderer Alfred M. Landon. In Maine wird zwei Monate früher als in allen anderen Staaten gewählt. Deshalb macht sich Annemarie Schwarzenbach in ihrem Ford auf die Fahrt zum

„Wahl-Barometer“ von Amerika. Denn: „Wie Maine wählt, wählt die Nation.“¹ – und die soll, ginge es nach Schwarzenbach, klar demokratisch wählen.

Vertrautes Maine

Während sich Annemarie Schwarzenbach in der Riesenmetropole New York noch hilflos und gefangen gefühlt hat, ist ihr Stimmungswandel beim Eintreffen in Maine deutlich spürbar: In ihrer Reportage „Papiermühlen und kleine Farmen in Maine“ von 1936 beschreibt sie die helle und weite Landschaft so, als wäre sie ihr vertraut. Kein Wunder, denn die weiten Wälder und unzähligen Seen in Maine erinnern die Schweizerin unwillkürlich an ihre Heimat. Als „europäisch“² bezeichnet sie die Dörfer und die Häuser nennt sie sogar „skandinavisch“. Die gelben, weissen und roten Holzhäuschen erinnern Annemarie Schwarzenbach an die früheren Besuche bei ihrer Schwester Suzanne, die mit ihrer Familie in der Nähe von Stockholm lebt.

Aus solchen Erinnerungen bezieht ihre Reportage die Wärme und Vertrautheit. Doch es sind nicht nur die Erinnerungen, welche die Schweizer Politikertochter von Maine schwärmen lassen – es steckt mehr dahinter.

Annemarie Schwarzenbach ist 1936 eine begeisterte Anhängerin von Roosevelts „New Deal“. Nach der schweren Wirtschaftskrise will der demokratische Präsident die Karten neu mischen. Durch den Bau von Brücken, Strassen und öffentlichen Gebäuden werden Stellen geschaffen, ein ganzes Bündel von Reformen soll die Wirtschaft in allen Sektoren neu ankurbeln und für die Umsetzung werden zahlreiche Exekutivbehörden geschaffen. Eine davon ist die Farm Security Administration (FSA), eine Organisation, die die gesellschaftlichen Missstände fotografisch dokumentieren soll, um daraus Material für die Kampagne des „New Deal“ zu gewinnen. Annemarie Schwarzenbach studiert die Fotografien im FSA-Archiv in Washington. Der Stil dieser Fotografien

beeinflusst sie stark. Sie bestätigen die engagierte Schweizerin in ihrer Absicht, die gesellschaftlichen Zustände in Amerika und die Ergebnisse des „New Deals“ zu dokumentieren.

Objektiv und dokumentarisch, wie es sich für eine Reporterin gehört, nimmt sich Annemarie Schwarzenbach vor, Maines Landschaft zu beschreiben. Sie lässt auch die Spuren der Überschwemmungen und des Hochwassers vom Frühjahr 1936 nicht weg, kann es dabei aber nicht lassen, die regelnden Regierungsmassnahmen zum Wiederaufbau zu erwähnen. Sie lässt den – wohlgermerkt – republikanischen Pächter ihrer Pension in Maine erzählen: „Gegenüber dieser Überschwemmungen war der einzelne machtlos. [...] genau wie in unseren Städten der einzelne Arbeiter und sogar der einzelne Unternehmer machtlos gegenüber der Krise war. Deshalb hat Maine im Jahre 1932, dem schlimmsten Krisenjahr, demokratisch gewählt.“³ (1932 wurde Roosevelt erstmals zum Präsidenten gewählt.) Schwarzenbach nimmt sich sogar die Bemerkung heraus, dass die Republikaner, „wenn sie zu *denken* beginnen, tüchtige und überzeugte Anhänger Roosevelts werden können.“⁴

In diesem Ton geht es in ihrer Reportage „Papiermühlen und kleine Farmen in Maine“ weiter: Ständig lobt die Schweizer Politikertochter die zukunftsfreudigen, vorurteilslosen, toleranten, fortschrittlichen Demokraten. Die Republikaner erhalten von ihr nichts als Tadel – wenngleich auch nur versteckten. So deckt nicht Annemarie Schwarzenbach als Autorin den Schwindel des republikanischen Zeitungsgiganten William Randolph Hearst auf, sie zitiert statt dessen in ihrer Reportage einen jungen kanadischen Arbeiter. Sie lässt ihn – scheinbar nebenbei – erwähnen, dass Hearst das Papier von einer Fabrik beziehe, die Holz aus Russland statt aus Maine kaufe⁵. Annemarie Schwarzenbach betreibt damit in ihrem Eifer für die Demokraten journalistische Schwarzmalerei. Ihre Reportage ist wertend. Ihr Stil feuilletonistisch.

Fernes Schweizerland

Veröffentlicht wird „Papiermühlen und kleine Farmen in Maine“ in der Schweizer „National Zeitung“ vom 7. Oktober 1936. Das Interesse der Schweizer Presse an Artikeln aus den USA ist zu diesem Zeitpunkt mässig. Schliesslich ist die Wirtschaftskrise im eigenen Land noch nicht abgeklungen. Warum also den Problemen ferner Länder Beachtung schenken? Für Annemarie Schwarzenbach ist es nicht einfach, Abnehmer für ihre Reportagen zu finden. In den liberalen Blättern der „National Zeitung“ und der „Weltwoche“ werden ihre Texte jedoch gedruckt. Das kommt der Millionärstochter sehr gelegen: Denn die Veröffentlichung von Annemaries Texten in solch liberalen Zeitungen ist einmal mehr ein Dorn im Auge von Renée Schwarzenbach, Annemaries erzkonservativen Mutter. Seit jeher kämpft Annemarie Schwarzenbach um die Befreiung von der beengenden Zuneigung ihrer Mutter. Der Text „Papiermühlen und kleine Farmen in Maine“ ist nur ein weiterer Auflehnungsversuch der Tochter. Scheinbar zufällig trifft Annemarie Schwarzenbach in ihrer Reportage auf ein junges Mädchen⁶, das alleine tausende von Kilometern durch den Staat Maine reist, nur um wählen zu gehen. Es wählt die Demokraten und widersetzt sich damit der konservativ-republikanischen Tradition seiner Familie – Parallelen zu Annemaries eigenem Kampf gegen ihre reiche, mächtige und konservative Familie, dem Schweizer Industriellen- und Militärclan Schwarzenbach-Wille, schleichen sich in die scheinbar objektive Reportage ein.

Wider den Kapitalismus

Auch wenn Annemarie Schwarzenbach geradezu enthusiastisch für den „New Deal“ wirbt, bleibt sie doch zu sehr Europäerin, um sich vom „American Dream“ blenden zu lassen. Eine Einstellung, die um so erstaunlicher ist, da Annemarie aus einer der reichsten Familien der Schweiz stammt. Ihr Vater, Alfred Schwarzenbach,

ist anfangs des 20. Jahrhunderts einer der grössten Seidenfabrikanten der Welt. Geldprobleme haben die Schwarzenbachs nie gekannt. Trotzdem verachtet die Millionärstochter den Kapitalismus, wie sie ihn in Amerika kennen lernt. Fast bedauernd schildert sie die Entwicklung der Amerikaner: „[...] die Söhne und Enkel der alten Kämpfer für eine wahre Demokratie sind reaktionäre Geschäftsleute geworden, die sich allen neuen Ideen teils aus Egoismus, teils aus einer falsch verstandenen Pietät gegenüber der Vergangenheit eigensinnig verschliessen.“⁴⁷

Das Ballungszentrum des Kapitalismus, New York, von wo aus die Schweizerin ihre Reise startet, ist für sie ein Albtraum. Ihre Abreise aus der Metropole eine Flucht. Maine eine Zuflucht. Die Reise durch Amerika tut Annemarie Schwarzenbach gut. Sie hat ein Ziel, eine Aufgabe – und sie hat Leser.

Die Brücken in den Süden

Ein Element, das in Annemarie Schwarzenbachs Reportagen immer wieder auftaucht und das sie sowohl fasziniert als auch irritiert, sind Brücken. Im erdrückenden New York, wo sie sich nie wohl fühlt, erscheinen ihr die Brücken „wie der Leib einer Riesenschlange [...]“⁴⁸. Sie flüchtet regelrecht vor ihnen. Dann, in Maine, beschreibt sie, wie alte Holzbrücken auf moderne Konstruktionen treffen – genauso wie ihrer Meinung nach die rückständigen republikanischen Vorstellungen auf die fortschrittlichen demokratischen Ideen treffen. Auch im südlichen Knoxville, wo sich Annemarie Schwarzenbach im Winter 1937 aufhält, führen Brücken in die Stadt hinein. Hier jedoch sind sie ein trennendes Element. Sie scheiden Modernität von Rückständigkeit, hell von dunkel und Reich von Arm.

Doch von Anfang an: Ein Jahr nach ihrem Besuch in Maine startet Annemarie Schwarzenbach erneut eine Reise als Fotoreporterin. Wieder ist ihre Begleiterin Barbara Hamilton-Wright. Und wieder sucht sie nach Zeichen des Wandels. Denn noch im-

mer ist Annemarie Schwarzenbach überzeugt, dass die Politik Roosevelts die einzige Möglichkeit für eine sozialpolitische Veränderung in den USA ist. Im Herbst 1937 reist sie durch die Staaten Virginia, North und South Carolina, Georgia, Alabama und durch Tennessee. Auf diesen Reisen lernt sie die Schattenseiten Amerikas kennen. Fernab von glitzernden Hotelbars und New Yorker Wohltätigkeitsveranstaltungen.

Mut und Fingerspitzengefühl

Die Reise durch den amerikanischen Süden ist in den 30er Jahren für alleine reisende Frauen nicht ganz ungefährlich. Wilde Streiks, Armut, Misstrauen gegenüber Fremden und der Rassismus verlangen grosse Vorsicht⁹. Nichtsdestotrotz machen sich Schwarzenbach und Hamilton-Wright im Herbst 1937 mit einem Ford 8 und zwei Rolleiflex-Kameras entlang der „Dixie Line“ auf den Weg Richtung Süden. Beide Frauen haben ihre Haare kurz geschnitten und tragen auf ihren Reisen Hosen. So können sie einigen Problemen aus dem Weg gehen. Doch das Misstrauen der Bevölkerung bleibt – gerade gegenüber Fotografinnen. Als weisse Frau Schwarze und vor allem schwarze Männer zu fotografieren, verlangt viel Fingerspitzengefühl. Annemarie Schwarzenbach scheint dieses Fingerspitzengefühl zu haben. Auf ihren Fotos sind sowohl Frauen als auch Männer, weiss wie schwarz, abgebildet. Die Ruhe und Gelassenheit der Menschen lässt auf eine intensive Vorarbeit der Fotografin schliessen. Eine Vorarbeit, die sie auch hinsichtlich ihrer Reportagen äusserst präzise geleistet hat. Annemarie Schwarzenbach will beschreiben – auch wenn die Zustände in den Strassen, Fabriken und Wohnquartieren des amerikanischen Südens oft jeder Beschreibung spotten.

Die Schatten von Knoxville

Die Stadt Knoxville im Staat Tennessee zählt 1937 rund hunderttausend Einwohner. Knoxville liegt am Tennessee-River, jenem Fluss, der den Staat gleich zweimal durchfließt und seinen Namen einem Cherokee-Indianer-Dorf verdankt. Als Annemarie Schwarzenbach in Knoxville eintrifft, sind die Indianer schon längst aus der Gegend vertrieben worden. Geblieben ist der grosse Fluss und die Spuren der Zerstörung durch seine Fluten. Es ist jedoch Herbst, als Schwarzenbach die Reportage „Auf der Schattenseite von Knoxville“ schreibt. Und der Herbst in Tennessee ist trocken und dürr. Die Schweizerin, die sich von ihrer Heimat und auch von ihrer letzten Reise nach Maine grüne, üppige Wälder und tiefe Seen gewöhnt ist, empfindet die karge Landschaft als schattenhaft. Sie schreibt: „Die Vision eines besseren Lebens [...] wird schattenhaft, je weiter die Strassen nach Süden führen.“¹⁰ Von der Helligkeit und Vertrautheit, von der sie in Maine berichtet hat, ist in Knoxville nichts mehr zu spüren. Knoxville ist ausgedörrt, rostig, zerrissen.

Und Knoxville ist dunkel. Die Reportage „Auf der Schattenseite von Knoxville“ spielt in der Nacht. Die Schatten sind nicht natürlich, sie sind künstlich. Hervorgebracht von der Tennessee Valley Authority (TVA). Die TVA wurde im Rahmen des „New Deals“ ins Leben gerufen. Durch den Bau von Staudämmen und Kraftwerken sollte die Tennessee-Tal-Region von ihrer wirtschaftlichen Rückständigkeit befreit werden. Das Hauptquartier der TVA ist Knoxville. Hier laufen die Fäden der Macht zusammen und hier wird mit erleuchteten Schaufenster für das neue, fortschrittliche Projekt geworben.¹¹

Annemarie Schwarzenbach spielt in ihrer Reportage mit Licht und Schatten, kontrastiert dadurch Fortschritt und Rückständigkeit. Oben auf dem Norris-Damm, ausserhalb der Stadt, produzieren die Generatoren der TVA Elektrizität. In der Stadt wird die Nacht zum Tag. Doch „während so eine neue Vision des besseren Lebens geboren wird, braucht man in Knoxville nicht weit zu ge-

hen, um die Schattenseiten zu finden.“¹⁶ Nur das Stadtzentrum ist beleuchtet, da wo die Industrie ist und die reichen Amerikaner leben. Die ärmeren Quartiere rings um den Stadtkern herum liegen im Schatten. Licht und Schatten trennen Reich von Arm.

Generatoren versus Kinder

Die Menschen, denen Annemarie Schwarzenbach im Süden begegnet, sind ihr fremd. Es sind Indianer und Schwarze. Umso schwieriger ist es für die Schweizer Reporterin, für die Benachteiligten Partei zu ergreifen. Für jene Menschen, die im Schatten der Brücken von Knoxville leben. Die Reportage „Auf der Schattenseite von Knoxville“ wird am 16. Dezember 1937 als zweiter Artikel der fünfteiligen Serie „Dixie Line – der Weg des amerikanischen Südens“ in der „National-Zeitung“ veröffentlicht. In der Schweiz kennt man kaum Indianer, es sei denn aus Romanen von Karl May.

Annemarie Schwarzenbach stellt die Schattenseiten von Knoxville geschickt dem gefühllosen Fortschritt gegenüber. Die Akteure des modernen Knoxville sind Organisationen, wie die TVA, und Maschinen, wie Elektrizitäts-Generatoren. Auf der Schattenseite hingegen leben Menschen. Kinder. Babys. Obwohl Annemarie Schwarzenbach aus einer Industriellenfamilie stammt, kann sie sich ihr Leben lang nicht mit dem Fortschritt anfreunden. Für sie ist er immer verbunden mit Unmenschlichkeit, Entfremdung, Zwang und Gewalt.¹³

Der kalte Fortschritt

Während Annemarie Schwarzenbach in „Papiermühlen und kleine Farmen in Maine“ ihren Enthusiasmus für Roosevelt noch unverhüllt zu Papier bringt, nimmt sie sich in „Auf der Schattenseite von Knoxville“ stark zurück. Ihr Schreibstil ist jetzt sachlich, knapp und direkt. Sie verdichtet die Informationen und lässt Ne-

bensächliches weg, wie etwa ihre Schwärmerei für die Demokraten. Im Vordergrund steht ihre journalistische Aufgabe: das dokumentarische Berichten über die Zustände in den Südstaaten der USA. Sie will weder richten und noch anprangern. Die Reporterin in Knoxville ist einfach neugierig. Sie beugt sich über das Geländer der Brücke und schaut zum Fluss hinunter: auf den Zehenspitzen, mit gestrecktem Hals. Sie wartet, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, weil sie wissen will, was dahinter verborgen ist – und weil sie ihre Entdeckung der Welt mitteilen will.

Annemarie Schwarzenbachs Reportagen haben eine hohe atmosphärische Dichte. Sie nimmt ihre Umgebung sehr detailliert wahr, schafft Stimmung, ohne jedoch selbst als Reporterin in der Story aufzutreten. Sie lässt das Moderne kühl und anonym wirken: die weiss erleuchtete Fahrbahn, das Hotel mit den Eisschränken in den Zimmern, das wie ein „Festungsturm“¹⁴ neben der Brücke emporragt. Im Kontrast dazu die lichtlosen Häuser unten am Fluss. Dort ist es finster und feucht. Dort spielen aber auch Kinder: Blass, schlotternd, ohne Hoffnung.

Annemarie Schwarzenbach lässt die Umgebung für sich sprechen und wird selbst zum Sprachrohr der – oft sprachlosen – Benachteiligten.¹⁵ Sie schreibt „Milieu-Reportagen“¹⁶, die Menschen in der von ihnen selbst geschaffenen Umwelt zeigen. Sie weckt Verständnis, sogar Mitleid, ohne aber belehrend zu sein. Zum Vergleich: Im Gegensatz zur Knoxville-Reportage strotzte ihre Reportage zu den Papiermühlen in Maine nur so von Belehrungen. Belehrungen darüber, warum der denkende, fortschrittliche Amerikaner für die Demokraten wählen soll. In Knoxville ist davon nichts mehr zu spüren. Im Zentrum stehen Fakten und Tatsachen. Beobachtungen aus Distanz. Selbst aus heutiger Sicht geben Annemarie Schwarzenbachs Reportagen die politische Kontroverse und die soziale Situation in den USA der 30er Jahren objektiv, eindringlich und gut recherchiert wieder.¹⁷

Zeichen des Wandels

Annemarie Schwarzenbach war im Alter von 19 Jahren bereits einmal in Amerika. Damals, 1927, studierte sie Geschichte und Literatur an der Universität Zürich und verbrachte ein Semester in New York. Sie versuchte, das amerikanische Weltbild zu fassen: „Man sagte mir [...] dass der Amerikaner ein grundsätzlicher Optimist und dass diese Eigenschaft ihm angeboren und natürlich sei.“¹⁸ Das war in den „Goldenen Zwanzigern“, den Blütejahren des Kapitalismus. Die Wirtschaft florierte, jedermann hatte Geld und manche ein eigenes Automobil, Wolkenkratzer schossen wie Pilze aus dem Boden und in den Clubs ertönten die Klänge des Jazz. Dann kam der "Schwarze Freitag" von 1929. Die Börsenkurse fielen ins Bodenlose, die Wirtschaft brach zusammen.

Als Annemarie Schwarzenbach 1936, acht Jahre nach ihrem ersten Aufenthalt in New York, wieder nach Amerika kommt, ist das Land noch tief von der Grossen Depression gezeichnet. Und doch glaubt die Schweizerin, den amerikanischen Optimismus wiedergefunden zu haben – im „New Deal“. Sie ist fest überzeugt, dass Roosevelts Politik die einzige Möglichkeit für eine Veränderung der Situation in den USA sei. Mit dieser Einsicht macht sie sich 1936 auf den Weg nach Maine. „Papiermühlen und kleine Farmen in Maine“ wird zur Reklame-Reportage für den demokratischen Präsidentschaftskandidaten Roosevelt und zum Feldzug gegen die konservativen, republikanischen Vorstellungen.

Diese Schwarz-Weiss-Malerei muss Annemarie Schwarzenbach später relativieren. Je südlicher sie 1937 auf der „Dixie Line“ fährt, um so mehr zweifelt sie an der Realisierbarkeit der sozio-ökonomischen Reformen. In ihrer Knoxville-Reportage wird das vom „New Deal“ versprochene, bessere Leben zur „Vision“¹⁹. Die Brücken, die in Maine noch hoffnungsvoll im Bau standen und eine Verschmelzung der alten mit den modernen Ideen erahnen liessen, werden in Knoxville zur traurigen Trennmauer zwischen Schein und Sein. Annemarie Schwarzenbach kri-

tisiert in ihren Reportagen über den Süden die Armut, die schlechten Arbeitsbedingungen und den Rassismus.

Sie muss feststellen, dass nicht nur der Optimismus der Amerikaner die schwere Wirtschaftskrise überwunden hat, sondern auch ein neuer Pessimismus aufgekommen ist. Sie trifft in Knoxville auf Menschen, die Arbeit suchen und hungern. Die nicht zu wissen scheinen, dass nur zehn Minuten von ihren armseligen Behausungen entfernt der „American Dream“ konstruiert wird.

Annemarie Schwarzenbach macht sich in Maine auf die Suche nach Zeichen des Wandels. Sie sucht Beweise dafür, dass Roosevelts „New Deal“ der richtige Weg zur wirtschaftlichen und sozialen Veränderung in den USA ist. Was sie auf ihrer Reise entdeckt ist allerdings ernüchternd. Im Süden findet sie Armut, Arbeitslosigkeit und Hoffnungslosigkeit. Sie findet die Schattenseiten Amerikas.

Anmerkungen

- 1) Schwarzenbach, Papiermühlen und kleine Farmen in Maine, in: *Jenseits von New York*, Basel 1992, S. 37
- 2) Schwarzenbach, Papiermühlen und kleine Farmen in Maine, a. a. O., S. 39
- 3) Schwarzenbach, ebd., S. 41
- 4) Schwarzenbach, ebd., S. 41
- 5) Schwarzenbach, Papiermühlen und kleine Farmen in Maine, a. a. O., S. 40
- 6) Schwarzenbach, ebd., S. 37
- 7) Schwarzenbach, ebd., S. 38
- 8) Schwarzenbach, *Jenseits von New York*, a. a. O., S. 36.
- 9) Vgl. Georgiadou, *Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke*, München 1998, S. 167f.
- 10) Schwarzenbach, *Auf der Schattenseite von Knoxville*, in: *Jenseits von New York*, Basel 1992, S. 81.
- 11) Vgl. Schwarzenbach, *Auf der Schattenseite von Knoxville*, a. a. O., S. 83.
- 12) Schwarzenbach, ebd., S. 83.
- 13) Vgl. Georgiadou, *Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke*, a. a. O., S. 171
- 14) Schwarzenbach, *Auf der Schattenseite von Knoxville*, a. a. O., S. 84.
- 15) Perret, Nachwort in *Jenseits von New York*, a. a. O., S. 166.
- 16) Haller, *Die Reportage*, Konstanz 1997, S. 106f.
- 17) Vgl. Georgiadou, *Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke*, S. 171
- 18) Schwarzenbach, *Das Ende des amerikanischen Optimismus*, in: *Jenseits von New York*, Basel 1992, S. 9.
- 19) Schwarzenbach, *Auf der Schattenseite von Knoxville*, a. a. O., S. 85.

Biografie

23. Mai 1908 Geburt in Zürich. Drittes Kind der Seidenfabrikantenfamilie Alfred Schwarzenbach und Renée Schwarzenbach geb. Wille.
Ihre Kindheit verbringt Annemarie Schwarzenbach (A.S.) auf dem Gutshof Bocken in Horgen am Zürichsee.
- 1927-1931 Studium in Geschichte und Literatur an der Universität Zürich. Zwei Semester an der Pariser Sorbonne. Kurzer Aufenthalt in New York. Erste wichtige Arbeiten (Auszug): *Erik* (1928), *Pariser Novellen I-II* (1929), *Stellung der Jugend* (1930).
Beginn der Freundschaft mit Erika und Klaus Mann.
- 1932 Lesung in St. Gallen aus „Aufbruch im Herbst“ (unveröffentlicht). Aufenthalt in Berlin. Erster Kontakt mit Morphium.
- 1933 Veröffentlichung von *Lyrische Novelle* (Rowohlt Verlag). A.S. besucht Thomas Mann in Le Lavandou. Reise mit Marianne Breslauer in die spanischen Pyrenäen für eine Photoreportage. Erste Reise nach Vorderasien.
- 1934 Arbeit an dem Reisebuch *Winter in Vorderasien. Tagebuch einer Reise*. Veröffentlichung im Herbst im Zürcher Rascher Verlag. A.S. beginnt die Erzählungen für *Der Falkenkäfig* zu schreiben, den sie im Juni 1935 abschliesst.
Mit Klaus Mann auf dem ersten sowjetischen Schriftstellerkongress in Moskau. „Pfeffermühlen“-Skandal in Zürich.

-
- 1935 Erster Selbstmordversuch. A.S. beginnt *Tod in Persien* zu schreiben. Bekanntschaft mit Barbara Hamilton-Wright in Persien. Entziehungskur in Prangins.
- 1936 A.S. beendet *Tod in Persien* (nicht veröffentlicht). Erste Reportagetour mit Barbara Hamilton-Wright durch die nördlichen Industrieregionen der USA (Maine).
- 1937 Reise durch Deutschland, Polen und die baltischen Staaten nach Moskau. Es entsteht eine ganze Reihe von Reportagen über diese Länder. In Moskau Recherchen über den tödlich verunglückten Schweizer Bergsteigers Lorenz Saladin. Fotoreportagen mit Barbara Hamilton-Wright über die Situation in den amerikanischen Südstaaten (Virginia, North und South Carolina, Georgia, Alabama, Tennessee).
- 1938 Fahrt nach Österreich, um im Auftrag von Klaus Mann Kontakte zwischen den Emigranten und dem österreichischen Widerstand herzustellen. Es entstehen politisch engagierter Artikel, von denen aber nur einer veröffentlicht wird. Erneuter Entzugsversuch. A.S. schreibt *Tod in Persien* um in *Das glückliche Tal*. A.S. schreibt ihr Testament.
- 1939 A.S. Artikel *Nordamerikanisches: Das Drama der amerikanischen Südstaaten* erscheint in Zürich in der Zeitschrift von Thomas Mann *Mass und Wert*. Beginn ihrer Reise mit Ella K. Maillart über den Balkan, die Türkei und Persien nach Kabul. Unterwegs entsteht eine Reihe von Reiseberichten. A S. schreibt den Zyklus *Die 40 Säulen der Erinnerung* (nicht veröffentlicht).

- 1940 A.S. reist allein mit dem Auto nach Indien. In der Schweiz erscheinen ihre Reiseberichte. Im Züricher Morgarten Verlag erscheint *Das glückliche Tal*. Berichte Annemaries über die USA erscheinen in mehreren Schweizer Zeitungen. Trotz journalistischer Erfolge grosse Niedergeschlagenheit, die sie mit Alkohol und Morphium zu überwinden sucht.
A.S. zeigt Anzeichen totaler psychischer und physischer Erschöpfung. Tod ihres Vaters, Alfred Schwarzenbach.
A. S. beginnt in New York den Prosatext *Die zärtlichen Wege, unsere Einsamkeit* (nicht veröffentlicht). Erneuter Selbstmordversuch. Einlieferung in eine psychiatrische Klinik.
- 1941 Afrikareise. A.S. schreibt den schwermütigen Zyklus *Kongo-Ufer*. Beginn ihres letzten grossen Prosatextes *Das Wunder des Baums* (nicht veröffentlicht).
- 1942 In der „National-Zeitung“ erscheinen vier Artikel unter dem Titel *Kleines Kongo-Tagebuch*.
In Marokko entstehen einige Arbeiten, darunter der Zyklus *Aus Tetuan* (nicht veröffentlicht).
A.S. stürzt mit dem Fahrrad und verletzt sich schwer. Sie liegt drei Tage im Koma. A.S. erliegt ihren Verletzungen. In allen wichtigen Schweizer Zeitungen erscheinen Traueranzeigen und Nachrufe.

Primärliteratur

Über die USA:

Das Ende des amerikanischen Optimismus?, in: *Jenseits von New York, Reportagen und Fotografien 1936-1938*, Basel, 1992 (1. Auflage), S. 9-16.

Jenseits von New York, in: *Jenseits von New York, Reportagen und Fotografien 1936-1938*, Basel, 1992 (1. Auflage), S. 33-37.

Papiermühlen und kleine Farmen in Maine, in: *Jenseits von New York, Reportagen und Fotografien 1936-1938*, Basel, 1992 (1. Auflage), S. 37-43.

Auf der Schattenseite von Knoxville, in: *Jenseits von New York, Reportagen und Fotografien 1936-1938*, Basel, 1992 (1. Auflage), S. 81-85.

„...um die Ehre der amerikanischen Südstaaten“, in: *Jenseits von New York, Reportagen und Fotografien 1936-1938*, Basel, 1992 (1. Auflage), S. 149-158.

Auf der Schattenseite, in: *Ausgewählte Reportagen, Feuilletons und Fotografien 1933 - 1942*, hg. von Roger Perret und Regine Dieterle. Basel, 1990.

Weitere veröffentlichte Werke:

Beiträge zur Geschichte des Oberengadins im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Diss. phil., Zürich 1931.

Freunde um Bernhard, Wien 1931.

Das Buch von der Schweiz. Ost und Süd, München 1932.

Winter in Vorderasien. Tagebuch einer Reise, Wien 1934.

Lorenz Saladin - Ein Leben für die Berge, Bern, Stuttgart 1938.

Das glückliche Tal, hg. von Charles Linsmayer, Frauenfeld 1987.

Lyrische Novelle, hg. von Roger Perret, Basel 1988.

Bei diesem Regen, hg. von Roger Perret, Basel 1989.

Ruth, (Novelle), 22.-23. September 1930, veröffentlicht im
Amalthea Almanach, Zürich/Leipzig 1932.

Sekundärliteratur

Georgiadou, Areti: Annemarie Schwarzenbach – Das Leben zer-
fetzt sich mir in tausend Stücke, Biografie. München 1998.

Haller, Michael: Die Reportage. Ein Handbuch für Journalisten,
Reihe praktischer Journalismus, Bd. 8, Konstanz 1997
(4. Auflage).

Nagler, Jörg: Weg zur Weltmacht 1898 bis 1945,
http://www.bpb.de/infofranzis/info_268/body_i_268_2.html

Perret, Roger: Nachwort, in: Jenseits von New York, Reportagen
und Fotografien 1936-1938, Basel 1992 (1. Auflage),
S. 159-185.

Sylvia Rothen

Leidendes Menschenkind in der "Eisernen Stadt"

"Nach Pittsburgh fährt kein vernünftiger Mensch freiwillig und zu seinem Vergnügen."¹ Annemarie Schwarzenbach ist trotzdem gefahren. Die morphiumsüchtige Reporterin, zeitweise auf 50kg abgemagert, besucht die "Eiserne Stadt" Pittsburgh. Ihre Reportage "Die Reise nach Pittsburgh", die dabei entstanden ist, ist beeindruckend.

In einem alten, verstaubten Ford fährt sie durch die Weiten Amerikas. In Hosen und mit Garsonne-Haarschnitt. Mutig und engagiert. Sie ist nicht allein im Ford – aber trotzdem einsam. Äusserlich eine eindrückliche Schönheit, aber innerlich zerrissen. Sie stammt aus einer der damals reichsten Schweizer Familien Schwarzenbach-Wille – Annemarie, geboren 1908.

„Amerika ist gross, in New York herrscht laues, ungesundes Winterwetter, die jungen Leute warten auf Schnee, um mit Sportzügen in die weitentfernten Berge zu fahren; reiche Menschen reisen mit Schrankkoffern, Golfschlägern und Schwimmanzügen nach Miami, Havanna oder Nassau, [...]“² Im August 1936 schifft Annemarie nach Amerika ein. Sie geht ihre eigenen Wege, abenteuerliche Wege. Die entlegensten Orte sind ihr Ziel. Ihr Interesse ist der Alltag von Situationen und – oft benachteiligten – Menschen. „[...] in Kalifornien blühen Blumen und Sträucher, das Meer ist sanft und blau an den Küsten der Inseln von Bermudas, in New Orleans singen die Kreolenmädchen zur Laute, in Charleston tanzen die Neger, weil die Baumwollfelder brachliegen.“³

Der Weg nach Pittsburgh - die "Eiserne Stadt"

Doch es sind nicht die sonnigen Südstaaten, die Annemarie locken. Sie will nach Pittsburgh, in die "Eiserne Stadt". Der Weg nach Pittsburgh führt durch das Kohlenbecken Pennsylvanias.

"Die Strassen sind überschwemmt, es herrscht Typhusgefahr, ich werde Ketten für mein Fordauto anschaffen müssen, es ist eine schlechte und gefährliche Jahreszeit."⁴ Doch das hält Annemarie nicht von der Reise ab. Vorbei an Friedhöfen, Denkmälern, Farmhäusern und Kanonen. Unterwegs begegnet sie Einwohnern, sie spricht mit ihnen und hört den arbeitslosen Bergleuten zu, denn ertragreiche Gruben gibt es kaum mehr. Übriggeblieben sind trostlose Siedlungen, die "verlassenen Grubenstädte". Die einzige Möglichkeit für die einfachen Bergleute um zu überleben.

Schon bald tauchen die "Kohlengürtel" auf. Annemaries Schilderungen lassen Bilder dieser Landschaft entstehen: "Die Abhänge der Landstrasse sind schwarz, die Kohle bricht förmlich aus dem Boden hervor und verdrängt die fette, rötliche Erde, verdrängt die Felder, färbt die spärlich bewachsenen Wiesen, häuft sich an den Hügeln, wo primitive Gruben kaum ein paar Meter tief angelegt sind."⁵ Die Reporterin hat die Gabe, Dinge so präzise und einfühlsam zu beschreiben, dass sie uns in eine andere Welt abtauchen lässt.

Abtauchen, abhauen, Angst – Annemarie flüchtet oft in ihrem Leben, auch mit Hilfe des Morphiums. Es soll ihr den Mittelpunkt des Lebens ersetzen, den sie nie hatte. Nicht auf Bocken, dem Gutshof ihrer Eltern oberhalb von Horgen am Zürichsee. Nicht in den Liebesbeziehungen mit anderen Frauen. Sie war heimatlos als Homosexuelle und ebenso heimatlos als schwarzes Schaf der Familie. Morphium führt sie in die Welt der "schrecklichen Erleichterung".⁶ Den ersten Kontakt mit Morphium hatte sie mit 24 Jahren in Berlin. Seither hat das Morphium ihr Leben begleitet, beeinflusst, beherrscht. Mit 24 Jahren begeht sie auch ihren ersten Suizidversuch. Fast ein Jahr später begibt sie sich in ein Sanatorium nach Prangins bei Nyon. Nach ihrer ersten Drogentherapie schreibt sie am 17.11.1935 in einem Brief an Klaus Mann: "Klaus, mein sehr Lieber, ich benutze den ersten halbwegs erträglichen Augenblick dieses grausigen Tages, um Dir zu sagen: es lohnt sich nicht – keine Vergnügungssucht, u. keine moralische Leere die man sich erleichtern will – es ist zu entsetzlich nachher."⁷ Der

Entzug ist schmerzhaft und demoralisierend. Annemarie verliert den Lebensmut. Eine tiefere Analyse der Ursachen ihrer Drogensucht lehnt Annemarie aber konsequent ab. Sie glaubt die Ursachen zu kennen. Es ist die eheliche Falle, in die sie sich mit dem homosexuellen französischen Botschafter Claude Clarac im Mai 1935 begeben hat, und das nach wie vor gespannte Verhältnis zu ihrer Mutter. Auf mehr will sie sich nicht einlassen – es werden etliche Entziehungskuren folgen.

Die schreibende Millionärstochter

Die Tochter millionenschwerer Eltern stellt sich immer wieder auf die Seite der Armen. Auf ihrer Reise nach Pittsburgh begegnet sie einer Landschaft, in der die Kohle das Land und die Menschen beherrscht. Sogar der Wind ist beladen mit dem Geruch von Kohle und Schwefel. Die Dörfer sind nicht um der Menschen Willen da, sondern um den Abbau der Kohle zu sichern.

Dahinter, mitten durch das schwärzliche Feld, wo kein Gras wächst und kein Baum gedeiht, zieht sich eine Strasse, zwischen zwei Reihen von würfelförmigen, aus geschwärzten Brettern errichteten Häusern mit halbblinden Fenstern, einem schmutzigen Hinterhof, einer Wäscheleine. [...] Wir fahren durch mehrere solche Siedlungen – in der Dunkelheit scheint darin alles Leben dumpf, trostlos, erstorben –, und die armseligen Friedhöfe, stille Nachbarn, sind dafür ein bedrückendes Symbol.⁸

Schwarzenbach trifft hier auf die Kehrseite dessen, was sie in der Schweiz als sicheres Zuhause gekannt hat. Der Grossvater General, der Vater Grosskapitalist, die Mutter, die Herrin von Bocken, posiert gerne mit der Reitpeitsche. Annemaries Kindheit ist geprägt von Hauslehrern, Dienern, Pferden, nachmittags Damen zum Tee und blaue Porzellantassen. Annemarie spielt den Wildfang in ihren – geliebten – Lederhosen oder den Rosenkavalier in Samt und Seide, je nach Wunsch der Mutter. Als Neunzehnjährige schreibt sie das "Märchen von der gefangenen Prinzessin". Sie flüchtet sich ins Schreiben. Die Mutter hält die Schreiberei der

Tochter aber für ungesund.⁹ Am Todestag ihrer Tochter vernichtet die Mutter Renée einen grossen Teil der privaten Aufzeichnungen und Briefe Annemaries. Gegen den letzten Willen der Tochter. Die "innere Seelenschau" ihrer Jüngsten war Renée schon immer ein Dorn im Auge gewesen.¹⁰ Annemarie versucht zeitlebens, der mütterlichen Gewalt zu entkommen. Dies führt sie bis in die letzten Winkel dieser Welt.

"Mount Pleasant liegt mitten in dem reichen Kohlengebiet von Westmoreland - einer Gegend, die besonders heftig von der Krise heimgesucht wurde."¹¹ Sobald die Kohlegesellschaften leichter und billiger auszubeutende Gruben anderswo sichten, wandern sie ab. Einen Teil der Arbeiter nehmen sie mit, ein grösserer Teil bleibt zurück. Ohne Arbeit. Mit dem sozialreformerischen Programm "New Deal" versucht die 1933 gewählte amerikanische Regierung unter Franklin D. Roosevelt, die soziale Not zu bewältigen. Roosevelt will einen Sozialstaat errichten und die Einkommensverhältnisse im Sinne eines gerechten Ausgleichs umschichten. Roosevelt versucht, den hemmungslosen Wirtschaftsliberalismus einzudämmen, indem die Rechte der Arbeitenden gestärkt werden, ohne dabei die unternehmerische Freiheit entscheidend einzuschränken.

Dieser "Mittlere Weg" ist auch das Credo der Fabrikantentochter Schwarzenbach. Wenige Meilen von Mount Pleasant entfernt, besucht Annemarie die Westmoreland-Heimstätten. Eines der grössten Projekte der von Roosevelt ins Leben gerufenen Behörde für Umsiedlung. Annemarie findet hier einen "traumhaften Kontrast"¹² zu den trostlosen Company-Siedlungen. Saubere und einfache Architektur, grosse Scheunen und eine asphaltierte Hauptstrasse. Hühnerfarmen, eine Kleinkinderschule und ein Kuhstall wird gebaut. Hier lernen die arbeitslosen Bergleute an ihre eigenen Interessen zu denken: "Kollektives Verantwortungsbewusstsein", "loyale Zusammenarbeit" und "persönliches Handeln".¹³ So beschreibt Annemarie die Ziele der Westmoreland-Heimstätten. Ziele, hinter denen sie auch persönlich stehen kann. Die Methoden des "New Deal" unterstützt sie fast vorbehaltlos,

als wäre sie im Auftrag Roosevelts unterwegs und nicht für Schweizer Zeitungen. In diesem Textabschnitt über die Heimstätte schreibt sie oft in der Ich-Form. Die engagierte Reporterin benutzt ihre Texte vor allem als Sprachrohr für die – oft sprachlosen – Benachteiligten: "Aber wie werden Sie die Leute beschäftigen' frage ich, 'wenn die Bauten beendet sind?'"¹⁴

"Ach, noch einmal leben!"¹⁵

1938. Die Anerkennung für ihre Arbeit, die sie noch im letzten Jahr in den USA erfahren hat, bleibt fortan aus. Die Vermutung, ihre grosse Liebe, Erika Mann, niemals als Geliebte gewinnen zu können, wird zur Gewissheit. Annemarie gibt sich ganz der "schnellen Erleichterung"¹⁶ hin. Sie klammert sich an Erika. In einem Brief an Klaus Mann schreibt sie: "[...]mir schien, es würde nie gut werden, nie würde ich stabil sein, nie mich auf mich verlassen können, wenn sich Eri u. meine Freundschaft nicht ändere."¹⁷ Die emotionale Abhängigkeit von Erika Mann ist gefährlich. Jede Eigenständigkeit verliert an Wert, sobald Erika ins Spiel kommt. Annemaries Probleme mit dem Morphinium nehmen wieder überhand. Der Weltkrieg und sein Elend kündigt sich an. Annemarie kämpft indessen ihren eigenen Kampf mit dem Tod.

Anfang Mai 1938 Entzug in einer Klinik in Samedan. Annemarie weiss, dass sie sich selbst helfen muss. Erneuter Rückfall. Entzug. Thomas Mann schreibt zu dieser Zeit in sein Tagebuch: "Annemarie Schwarzenbach: verödeter Engel."¹⁸ Mitte Oktober 1938, Klinik Bellevue in Yverdon. Annemarie ist der Gedanke an den Tod so nahe, dass sie am 11.12.1938 ihr Testament schreibt. Hoffnungslosigkeit. In Yverdon schreibt Annemarie an ihrem Roman "Das glückliche Tal". Ihr Verhalten ist manisch: "Ich schreibe morgens, mittags, abends, treibe nichts anderes, [...] – und es ist alles wie ein Notschrei und schrecklich mühsam. Allmählich werde ich auch närrisch dabei: jetzt schliesse ich schon die Vorhänge, verstopfe die Ohren mit Watte, und weine, wenn

mich eine sanfte Schwester stört."¹⁹ Verzweiflung und Todessehnsucht. Ihre einzige Rettung ist das Schreiben. Sie schreit nicht – sie schreibt.

Die "neue" Reportageform

Ihre Reisen durch die USA verändert Annemaries journalistischen Stil, der bisher impressionistisch und assoziativ war. Jenseits der schillernden Metropole New York will sie die amerikanische Wirklichkeit nun möglichst objektiv und dokumentarisch einfangen.

Die amerikanische Wirklichkeit – zum Beispiel Pittsburgh. 1937 erreicht sie diese Festung von Stahl und Eisen. Der Sitz des Reichtums befindet sich auf der Kuppe des Stadthügels mit Museum und Bibliothek wie bei den Griechen. Annemarie fährt die Fifth Avenue hinunter.

Die Avenue senkt sich zur Stadt hinab, und schon befindet man sich im bunten Wirbel von Geschäftsstrassen und in der Enge von Arbeitergassen ohne Pflaster und Beleuchtung. Hoch über dem Fluss zieht sich ein Boulevard hin, den wir langsam entlang fahren: Der Fluss ist dunkel und still, aus dem Nebel erhebt sich schattenhaft ein Wald von Fabrikschlotten, [...]"²⁰

Das klingt sachlich und direkt. Trotzdem gelingt es Annemarie, ein sehr eindringliches Bild der sozialen Situation in den USA Mitte der 30er Jahre zu vermitteln. Mit Hilfe eines nüchternen Blickes nimmt sie Menschen und Situationen wahr und beschreibt sie genau. Fern von Emigrantenzirkeln, Hotelbars, Komitees und New Yorker Wohltätigkeitsveranstaltungen erlebt Annemarie die Schattenseiten von Amerika. Das Resultat ist eine Milieureportage aus unbekanntem und fremdem Milieu. Sie überschreitet die Grenzen, um diese verschwinden zu lassen. Sie will Verständnis wecken. Ihr Fokus: Menschen im Beruf – die Kohlearbeiter. Menschen in ihrem Engagement für andere – die Arbeiterorganisationen. Menschen in ihrer Umwelt – Menschen in Pittsburgh.²¹ Die

Artikel, die Annemarie während der Fahrt nach Pittsburgh schreibt, beweisen einmal mehr, wie positiv sich das Abenteuer, die Arbeit und ein konkretes Ziel auf ihre eigene Verfassung auswirken. Sie hat während dieser Zeit ihren Drogenkonsum weitgehend unter Kontrolle. Ihre Reisebegleiterin, Barbara Hamilton-Wright, ist ihr dabei wahrscheinlich eine grosse Hilfe. Sie hat Annemarie auch dazu eingeladen, in sozialen und politischen Krisengebieten der USA eine Reportagetour zu unternehmen.²²

In Pittsburgh besucht Annemarie die viertgrösste Stahlgesellschaft der USA. Elftausend Arbeiter in einem einzigen Stahlwerk. Barbara und sie sind die ersten weiblichen Besucher seit Jahren. Annemarie ist beeindruckt: "Wir beobachteten von einer Brüstung aus, wie die Männer neben uns, in Asbestmänteln, die Augen mit blauen Gläsern geschützt, nach vorn stürzten und Manganerz in die unheimlich kochende Mischung schaufelten."²³ Annemarie hält sich vier Stunden in dem riesigen Werk auf. Ihre Faszination ist auch daran zu spüren, dass ihre Sätze nachfassen, präzisieren, verdichten. Sie beobachtet die Prozesse genau und schildert die Vorgänge in einer klaren, zugleich sinnlichen Sprache.

Einzigartig in der Schweizer Literatur

Roger Perret, der eine Werkausgabe von Annemarie Schwarzenbach publiziert hat, siedelt sie in der Schweizer Literatur neben Robert Walser und Friedrich Glauser an. Vor allem, was ihre eigenständige schriftstellerische Entwicklung anbelangt. Trotzdem lassen sich stilistische Bezüge zu Hemingway und Klaus Mann feststellen. Doch die Schweiz als literarischer Ort spielt für Annemarie nur eine untergeordnete Rolle. Sie sucht ihre Themen in der "Welt". Ihr literarisches Werk bleibt zwar stets subjektiv, verarbeitet indes die politischen Hintergründe. Ihre Reportagen und Fotoberichte zeigen ein unverkennbar persönliches Engagement.²⁴

Politik ist auch immer wieder Anlass zum Streit im Hause Schwarzenbach. Die politische Parteinahme ihrer Mutter und ihres Onkels für Hitler-Deutschland ist für Annemarie unerträglich. Annemaries Besuch des "Ersten Allunionskongresses der Sowjetschriftsteller" 1934 in Moskau, zusammen mit Klaus Mann, dient vor allem dazu, ihre Sympathien für die sozialistisch-kommunistischen Reformideen zu beweisen. Im amerikanischen "New Deal" erkennt sie Ansätze zur praktischen Umsetzung einiger Reformen der Arbeitswelt, die ihr aufgrund der Erfahrung in der Sowjetunion vorschwebten. Die seit 1936 unabhängige, starke Gewerkschaft "Committee for Industrial Organisation" unter John L. Lewis kämpft für die Legalisierung und Regelung der Arbeiter-Rechte. Darin werden auch die schwarzen Arbeiter und Arbeiterinnen einbezogen. Die amerikanische Arbeiterbewegung erlebt in den dreissiger Jahren einen ungeheuren Aufschwung.

Als Annemarie versucht, in Pittsburgh vom Vertreter des viertgrössten Stahlwerks der USA, dessen Meinung über die Kampagne des Gewerkschafters Lewis zu erfahren, stösst sie auf taube Ohren. Trotz ihres kühlen, sachlichen Stils ist ihre Aufregung über das Schweigen des Vertreters deutlich spürbar. "Er zog es vor, schweigend über die wichtigste Auseinandersetzung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern hinwegzugehen, [...]".²⁵ Die Reporterin glaubt, dass diese Auseinandersetzung "eine der grössten Fragen der amerikanischen Zukunft beantworten wird...".²⁶

*"Pauvre enfant"*²⁷

Sommer 1940. Trotz journalistischer Erfolge ist Annemarie niedergeschlagen. Alkohol und Morphinum sollen ihr darüber hinweghelfen. Sie raucht viel, sie trinkt, und nachts läuft sie oft hemmungslos weinend durch die Strassen von New York. Einige Monate später ist sie psychisch und physisch total erschöpft. Sie glaubt nicht mehr an menschliche Bindungen. Dann stirbt ihr

Vater – sie war nicht bei ihm. Das kann sie sich nicht verzeihen. Er war immer der Vermittler zwischen ihr und ihrer Mutter. Er hat ihr auch heimlich Geld geschickt. Annemarie fühlt sich nutzlos, heimatlos, einsam. Sie erleidet psychotische Schübe. Sie wird gegenüber ihrer Umgebung aggressiv. Das Grammophon spielt "Der Tod und das Mädchen" von Schubert, während Annemarie sich die Pulsadern aufschneidet. Sie erwacht in der psychiatrischen Klinik. Es folgt ein Fluchtversuch. Die Polizei liefert sie in eine Massenzelle der psychiatrischen Abteilung des berühmten "Bellevue"-Hospitals ein. Am 28. Januar 1941 schreibt sie an Klaus: "9 Stunden im Dunkeln gefesselt, 6 Tage ohne Zigarette oder heissen Thee u. plötzlich wusste (ich), dass hier kein menschliches Wort mehr galt, keine Stimme mehr ein Echo fand, [...] – Mein Bruder hat das Äusserste getan, um mich herauszuholen. Sonst habe ich in diesen 3 Wochen von Niemandem gehört."²⁸ Bittere Vorwürfe. Annemarie glaubt, dass ihr halbes Leben ein Irrtum war, "dass ich immer geworben, gebeten, Hilfe erwartet habe, immer mich beweisen u. bewähren, immer eine Antwort wollte."²⁹ Am 1. Februar 1941 verlässt Annemarie Schwarzenbach die USA.

Das Geheimnis des Erfolgs

Mit ihren Reiseberichten, die unterwegs entstehen, macht sich Annemarie schon bald einen Namen als Journalistin. Regelmässig erscheinen ihre Artikel in der renommierten „Neuen Zürcher Zeitung“ und der „Weltwoche“. Zu ihren Lebzeiten wird Annemarie aber höchstens als reiche Reisende wahrgenommen.³⁰ Reisen ist für sie nicht nur ein Aufbrechen in die Ferne, sondern auch bewegliche Recherche. Damit ist ein Engagement und Interesse für den Alltag von Menschen verbunden. Bis Anfang der 80er Jahre schien ihr Werk verschollen, weil der Nachlass in privaten Händen war. Heute ist Annemarie Schwarzenbach aktueller denn je. "Ihr Werk besteht aus Suchbewegungen und Fragen. Es zeigt den Menschen in seiner Einsamkeit, seiner Hoffnungslosigkeit, es

zeigt ihn als einen, der trotz allem sucht, aber nicht findet."³¹ Die Reisen Annemaries bedeuten auch Aufbruch zu neuen Denk-, Seh- und Verhaltensweisen. Sie ist in den vergangenen zwei Jahrzehnten zum Inbegriff der Reporterin geworden, die innere wie äussere Grenzen überschreitet.³²

Zurück in Pittsburgh. Im Büro des "Komitees zur Organisation der Stahlarbeiter". Annemarie führt mehrstündige Gespräche mit den Mitarbeitern des Komitees und lässt in ihrem Text die Betroffenen vermehrt zu Wort kommen. Das verleiht der Reportage Authentizität. "Der Plan einer alle Arbeiter einer Industrie umfassenden Organisation, die als einzige Instanz ihrer Interessenvertretung gelten und das Recht haben soll, mit den Arbeitgebern kollektiv zu verhandeln, ist [...] nur vernünftig."³³ Die politische Autorin spickt an den folgenden Stellen ihren sachlichen Ton mit Adjektiven wie "dramatisch", "heroisch" und "brutal", was ihren Standpunkt unterstreicht.³⁴

Dann verlässt Annemarie Pittsburgh und erlebt in der kleinen Stadt Uniontown, die Umsetzung dessen, was in Pittsburgh noch geplant wird. Zufriedene Angestellte, Gewerkschaften, erfolgreiche Kohlengrubenbesitzer. Erst am Ende eines langen, unüblich langen Satzes, erwähnt sie quasi als Höhepunkt und Geheimnis des Erfolges, den Namen des Gründers der Union: John L. Lewis. Doch der Erfolg ist begrenzt. Schon in Scottsrun, einem Ort des Elends, sieht Annemarie Männer, Neger, Krüppel, Greise und "viele junge Leute mit brutalen, enttäuschten Gesichtern".³⁵ Das bestätigt ihr pessimistisches Motto: Wer einmal arm sei, bleibe arm – auch im Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Die Reportage über die Reise nach Pittsburgh schliesst mit dem Satz: "Der Schatten von Pittsburgh lag auf diesem Land. Und wo der starke, mutige und hoffnungsvolle Geist der Männer von Lewis noch nicht hingelangt war, blieb es der Schatten eines langen Abends menschlicher Trostlosigkeit und Erniedrigung."³⁶ Ein Bild, das auch für die einzige Konstante in ihrem Leben stehen könnte: das Schreiben.

Anmerkungen

- 1 Schwarzenbach, Die Reise nach Pittsburgh, in: Jenseits von New York, Basel 1997, S. 49.
- 2 Schwarzenbach, Die Reise nach Pittsburgh, a.a.O., S. 49.
- 3 Schwarzenbach, ebd., S. 49.
- 4 Schwarzenbach, ebd., S. 49.
- 5 Schwarzenbach, ebd., S. 52.
- 6 Georgiadou, Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke, München 1998, S. 159.
- 7 Georgiadou, Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke, a.a.O., S. 148.
- 8 Schwarzenbach, Die Reise nach Pittsburgh, a.a.O., S. 52-53.
- 9 Wehrmann, Kindheitsmuster unter der Glasglocke, in: „Tages-Anzeiger“ vom 9.2.1996, S. 1.
- 10 Georgiadou, Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke, a.a.O., S. 8.
- 11 Schwarzenbach, a.a.O., S. 53.
- 12 Schwarzenbach, ebd., S. 54.
- 13 Schwarzenbach, ebd., S. 56
- 14 Schwarzenbach, ebd., S. 56.
- 15 Georgiadou, Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke, a.a.O., S. 188.
- 16 Georgiadou, ebd., S. 179.
- 17 Georgiadou, ebd., S. 179.
- 18 Georgiadou, ebd., S. 184.
- 19 Georgiadou, ebd., S. 185.
- 20 Schwarzenbach, Die Reise nach Pittsburgh, a.a.O., S. 57.
- 21 Vgl. Haller, Die Reportage, Konstanz 1997, S. 106.
- 22 Georgiadou, Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke, a.a.O., S. 156.
- 23 Schwarzenbach, Die Reise nach Pittsburgh, a.a.O., S. 58.
- 24 Reinacher, Fremd im Körper, zu Hause in der Welt, a.a.O., S. 49.
- 25 Schwarzenbach, Die Reise nach Pittsburgh, a.a.O., S. 59.
- 26 Schwarzenbach, ebd., S. 59.

- ²⁷ Mann, Klaus in: Georgiadou, Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke, a.a.O., S. 208.
- ²⁸ Georgiadou, ebd., S. 208.
- ²⁹ Georgiadou, ebd., S. 208.
- ³⁰ Unternährer, Die Ruhelose.
- ³¹ Reinacher/Perret, Fremd im Körper, zu Hause in der Welt, in: „Tages-Anzeiger“ vom 4.7.1998, S. 49.
- ³² Reinacher/Perret, Fremd im Körper, zu Hause in der Welt, a.a.O., S. 49.
- ³³ Schwarzenbach, Die Reise nach Pittsburgh, a.a.O., S. 60.
- ³⁴ Schwarzenbach, ebd., S. 60.
- ³⁵ Schwarzenbach, ebd., S. 61.
- ³⁶ Schwarzenbach, ebd., S. 61.

Lebensdaten

23. Mai 1908 Annemarie Schwarzenbach (A.S.) wird als 3. Kind des Grossindustriellen Alfred Schwarzenbach (1876-1940) und seiner Frau, Renée Schwarzenbach geb. Wille (1883-1959), in Zürich geboren.
3. November 1927 Immatrikulation an der Universität Zürich im Fach Geschichte.
- 1929-1930 Zwei Semester an der Pariser Sorbonne. Neben Geschichte hört sie auch Philosophie und Psychologie.
- 1928-1930 Erste wichtige literarische Arbeiten: *Erik* (1928), *Der Hut* (1930), *Römische Skizzen* (undatiert), *Das Märchen von der gefangenen Prinzessin* (undatiert), *Pariser Novellen I-II* (1929), *Paris III* (1930), *Stellung der Jugend* (Essay, veröffentlicht in der Neuen Zürcher Zeitung am 20.04.1930)
- Herbst/Winter 1930 Beginn der Freundschaft mit Erika und Klaus Mann.
31. Oktober Erste öffentliche Lesung von A.S. Sie liest in Zürich Auszüge aus ihrem ersten Roman *Freunde um Bernhard* sowie aus *Römische Skizze* und *Ruth*.
- 1931
- April Promotion zur Dr. phil. in Zürich
- 1933
13. Mai Reise mit Marianne Breslauer in die spanischen Pyrenäen für eine Photoreportage.
12. Oktober Erste Reise nach Vorderasien.

- 1937**
Januar Erste Reportagetour mit Barbara Hamilton-Wright durch die nördlichen Industrieregionen der USA.
- Mai Reise durch Deutschland, Polen und die baltischen Staaten nach Moskau. In Moskau Recherchen im Nachlass des tödlich verunglückten Schweizer Bergsteigers Lorenz Saladin. A.S. Biographie über Saladin, *Lorenz Saladin. Ein Leben für die Berge* wird ihr grösster kommerzieller Erfolg.
- Ab November Fotoreportagen mit Barbara Hamilton-Wright über die Situation in den amerikanischen Südstaaten.
- 1939**
März/April A.S. Artikel "Nordamerikanisches: Das Drama der amerikanischen Südstaaten" erscheint in Zürich in der Zeitschrift von Thomas Mann *Mass und Wert*.
6. Juni Beginn ihrer Reise mit Ella K. Maillart über den Balkan, die Türkei und Persien nach Kabul.
- 1940**
Sommer Ihre Berichte über die USA erscheinen in mehreren Schweizer Zeitungen.
- 1942**
7. September A.S. stürzt mit dem Fahrrad und verletzt sich schwer. Sie liegt drei Tage im Koma. Als sie wieder zu Bewusstsein kommt, hat sie eine Amnesie. Sie erkennt niemanden mehr.
15. November A.S. erliegt ihren Verletzungen. In allen wichtigen Schweizer Zeitungen erscheinen Traueranzeigen und Nachrufe. Die fragwürdigen Umstände ihres Todes bleiben jedoch noch ungeklärt.

Primärliteratur

Besprochener Text

Die Reise nach Pittsburgh. Veröffentlicht in zwei Teilen in: "National Zeitung", 7.4.1937, Nr. 157/8.4.1937, Nr. 159.

Die Reise nach Pittsburgh, in: Jenseits von New York. Reportagen und Fotografien 1936 - 1938. Hg. Roger Perret, Basel 1997.

Veröffentlichte Werke Annemarie Schwarzenbachs

Beiträge zur Geschichte des Oberengadins im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Diss. phil., Zürich 1931.

Freunde um Bernhard. Wien 1931.

Das Buch von der Schweiz. Ost und Süd, München 1932.

Ruth. Veröffentlicht im *Amalthea Almanach*, Zürich/Leipzig 1932.

Das Buch von der Schweiz. Nord und West, München 1933.

Winter in Vorderasien. Tagebuch einer Reise, Wien 1934.

Lorenz Saladin - Ein Leben für die Berge. Bern, Stuttgart 1938.

Das glückliche Tal. Hg. von Charles Linsmayer, Frauenfeld 1987.

Lyrische Novelle. Hg. von Roger Perret, Basel 1988.

Bei diesem Regen. Hg. von Roger Perret, Basel 1989.

Auf der Schattenseite. Ausgewählte Reportagen, Feuilletons und Fotografien 1933 - 1942, hg. von Roger Perret und Regine Dieterle, Basel 1990.

Zeitungsartikel

Annemarie Schwarzenbach hat eine Vielzahl von Zeitungsartikeln über Afghanistan, Afrika, Deutschland, Portugal, Österreich und Spanien in diversen Zeitungen, u.a. Weltwoche und Neue Zürcher Zeitung, veröffentlicht. Eine Übersicht findet sich in: Georgiadou, Areti: Annemarie Schwarzenbach. Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke. Biographie, München 1998.

Sekundärliteratur

Georgiadou, Areti: Annemarie Schwarzenbach. Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke. Biographie, München 1998.

Haller, Michael: Die Reportage. Ein Handbuch für Journalisten, Reihe praktischer Journalismus, Bd. 8, Konstanz 1997 (4.Auflage)

Perret, Roger: Nachwort, in: Jenseits von New York. Reportagen und Fotografien 1936 - 1938. Hg. Roger Perret, Basel 1997.

Reinacher, Pia: Fremd im Körper, zu Hause in der Welt. Interview mit Roger Perret in: "Tages-Anzeiger", 04.07.1998.

Schaub, Martin: Ein rätselhafter, ruheloser Vogel, in: "Tages-anzeiger", 28.04.1998.

Unternährer, Pascal: Die Ruhelose, in: Coopzeitung Online: Jahrhundert Schweizer,
www.access.ch/private-users/geschjetzt/COAS.HTM.

Wehrmann, Elisabeth: Kindheitsmuster unter der Glasglocke, in: "Tages-Anzeiger", 09.02.1996.

Nadine Rechsteiner

Annemarie Schwarzenbach – Die Fotoreporterin

Annemarie Schwarzenbach ist in den letzten 20 Jahren literarisch wieder entdeckt worden. Bis heute ist aber kaum wahrgenommen worden, dass sie auch eine hervorragende Fotografin war. Bedeutend in fotografischer Hinsicht sind ihre Reportagen aus den Südstaaten der USA. Die Vergleiche mit dem bekannten Dokumentarfotografen Walker Evans zeigen, dass Annemarie Schwarzenbach mit ihrer dokumentarischen Fotografie durchaus zum Kreis der weltberühmten Fotografen gehören könnte.

Ihre Sozialreportagen und Fotografien sind nicht ohne die politischen und sozialen Hintergründe der wirtschaftlichen Depression zu verstehen. Ausserdem sind die schwierigen Reiseumstände in jener Zeit zu bedenken. Ihre Reportage „...um die Ehre der amerikanischen Südstaaten“ gibt einen Einblick in die Verhältnisse der damaligen Krisenzeit, die der dokumentarische Schreibstil Schwarzenbachs treffend widerspiegelt.

Reisefotografie versus Fotojournalismus

Wenn Frauen reisen und dabei professionell Menschen, Landschaften und Gegenstände fotografieren, werden sie allgemein als Reisefotografinnen abgetan. Männer, die dasselbe machen, werden aber als Fotojournalisten bezeichnet.

Die Reisefotografie unterscheidet sich vom Fotojournalismus dadurch, dass sie nicht vordergründig politisch oder gesellschaftskritisch ist und auch nicht an aktuelle Ereignisse anknüpft. Sie ist primär an der Ästhetik des Augenblicks interessiert, pittoresk oder exotisch.

So wird auch Annemarie Schwarzenbach in der 1992 erschienenen Dokumentation „Photographie in der Schweiz von 1840

bis heute“ unter dem Kapitel „Reisephotographie“ behandelt.¹ Obwohl ihre sozialkritischen Fotografien aus dem Süden der USA zur Zeit der „Grossen Depression“ im fotografischen Schaffen der Schweiz eine wichtige Stellung einnehmen und dem Fotojournalismus zugeordnet werden müssten, wird sie in diesem Buch als Reisefotografin wahrgenommen. Vielleicht deshalb, weil Annemarie Schwarzenbach viel unterwegs war. Sie war getrieben von der Sehnsucht nach Glück und Zufriedenheit. Trotzdem war es auch ihr Ziel, politisch-soziale Begebenheiten in der Fremde zu dokumentieren. Ihre Reisefeuilletons, Sozialreportagen, politischen Leitartikel und Fotografien zeichnen ein Bild der Krisen- und Kriegszeit der dreissiger und frühen vierziger Jahre.

Während den Jahren 1937 bis 1938 bereiste Annemarie Schwarzenbach die USA. Es ist journalistisch betrachtet ihre konzentrierteste Zeit. Ihre Sozialreportagen aus jener Zeit sind aus der Perspektive des Fotojournalismus von besonderem Interesse.

Das Abenteuer USA

Historischer Hintergrund: Depression und New Deal

Mit dem Börsenkrach von 1929 endete eine Phase der scheinbar unbegrenzten Investitions- und Gewinnmöglichkeiten der amerikanischen Wirtschaft. Als Präsident Roosevelt 1933 das Präsidentenamt übernahm, lag das Einkommen der Farmer zum Teil schon 70% unter dem ohnehin niedrigen Stand von 1929. Mit dem allgemeinen Zusammenbruch der Wirtschaft ergab sich die paradoxe Situation, dass fast ein Drittel der amerikanischen Bevölkerung Hunger litt, während sich die Lagerbestände sowohl an Getreide als auch an Baumwolle häuften. Die Bauern hatten nach dem Ersten Weltkrieg, während dem sie die landwirtschaftlichen Flächen ausgeweitet, einen intensiveren Anbau betrieben und den Traktor eingeführt hatten, mit einer Überproduktion und fallenden Preisen fertig zu werden. Die Einkommensschere zwischen dem Landwirtschafts- und dem Industriesektor öffnete sich. Die

Einwanderungswelle war gross und als Reaktion darauf trieb der Ku-Klux-Klan sein Unwesen. Roosevelt leitete in der Folge umfangreiche Reformen (New Deal) zur Überwindung der Wirtschaftskrise ein. Die Kernstücke des sogenannten „New Deal“ waren die Landwirtschaftsreform mit Produktions-Drosselungen von Massenprodukten, währungs- und fiskalpolitische Steuerungsmassnahmen sowie die Entflechtung monopolistischer Energiekonzerne, was unter anderem die Tennessee Valley Authority (TVA) hervorbrachte, die den Bau von Wasserkraftwerken, Industrieanlagen und Fluss-Regulierungen förderte. Die soziale Not war aber trotz des beginnenden wirtschaftlichen Aufschwungs gross. Von den Arbeitgebern akzeptierte Gewerkschaften mussten zuerst noch unter Druck des „New Deal“ aufgebaut werden. Gegenwehr bekam Roosevelts Politik von den Republikanern, die jeden Einzelnen für sein Fortkommen verantwortlich machten und staatliche Eingriffe als unamerikanisch bezeichneten. Entsprechend vehement war der Widerstand gegen die gezielten staatlichen Investitionen und Vorgaben. „Der New Deal“ brachte schliesslich keine substantielle Einkommens-Umverteilung. Doch er brachte Sicherheit für Arbeitgeber und Arbeitnehmer, für Bauern, Konsumenten und Hausbesitzer. Der New Deal brachte auch Erfolge mit seinen sozialen Errungenschaften, wie der Arbeitslosenversicherung und der Integration der Immigranten. Allerdings blieb die Rassenfrage weiterhin ungelöst. Vor allem im Süden, wo rassistische Demokraten das Sagen hatten, wurde Roosevelts Programm des „Fair Deal“ nicht umgesetzt. Das Ende der Depression brachte schliesslich nicht der New Deal, sondern der Zweite Weltkrieg, der für den Wiederaufschwung der Wirtschaft verantwortlich war.

Aufbruch in die USA

Im August 1936, schiffte sich Annemarie Schwarzenbach zusammen mit Barbara Hamilton-Wright in die USA ein. Die Reise-

Vorbereitungen beanspruchten noch einige Zeit. Die damit verbundene Untätigkeit und der Streit mit Erika Mann, brachten Schwarzenbach dazu, wieder Morphinum zu nehmen. Der Kampf mit den Drogen wird Schwarzenbach noch ihr ganzes Leben beschäftigen. Ende Januar 1937 ging die Reise los. Gemeinsam unternahmen die beiden Frauen zwei journalistische Reisen in den USA. Die eine führte sie in die Kohlengebiete der Alleghenies und in die Industriestadt Pittsburgh. Die andere Reise führte sie in den Süden, wo die Landwirtschaft tief in der Krise steckte und die Arbeiterinnen und Arbeiter durch Plantagewirtschaft und die neuen Industrien ausgebeutet wurden. In dieser Zeit, zwischen Anfang 1937 bis Mitte 1938, verfasste Schwarzenbach zahlreiche Sozialreportagen, die die soziale Krise Amerikas dokumentiert. Es gefiel Schwarzenbach, dass sie sich gleichzeitig journalistisch und politisch betätigen konnte. Ihr Schreibstil veränderte sich in dieser Zeit. Er wurde objektiver, dokumentarischer, weniger impressionistisch wie bis anhin. Ihr Ziel war es, die Lebensumstände der Menschen darzustellen, wie sie ihr in jener Krisenzeit begegneten.

Schwarzenbach hatte aber Mühe, für ihre Artikel und Fotografien Abnehmer zu finden, denn die Schweiz stand in den Jahren 1935-1938 noch im Sog der Weltwirtschaftskrise noch nicht abgeklungen. Die Zeitungen beschäftigten sich derzeit mehr mit der eigenen Krise als mit dem Elend im fernen Amerika. Ausserdem rückten der Nationalsozialismus in Deutschland, der Faschismus in Italien und der Kommunismus in Russland verstärkt in die Berichterstattung. Für Schwarzenbachs Amerika-Reportagen hatte man da kaum Interesse. Trotzdem publizierten die liberalen Blätter „Weltwoche“ und „National-Zeitung“ ihre Artikel.

Die Reiseumstände

Die Reise in den Süden der USA war für die zwei Frauen nicht unproblematisch. Der Rassismus, die Hunger leidende Bevölke-

rung und die allgemein schlechte soziale Situation verlangten von den beiden Frauen grosses Fingerspitzengefühl. Allein reisende Frauen fielen auf und es konnte zu Unannehmlichkeiten kommen. Die Fotografin Marion Post Wolcott, die kurze Zeit nach Wright und Schwarzenbach in die Südstaaten reiste, beschrieb die Stimmung, der sie begegnete:

Die Leute stehen einem jungen Mädchen, das allein durch das Land fährt, oft misstrauisch gegenüber [...] Manchmal, wenn man wirklich alleine geht, wird man von Männern belästigt, die einen für ein Flittchen halten. In Hotels wird ein einzelnes Mädchen, das alleine reist, oft gestört. Männer bestechen das Hotelpersonal, um seinen Namen herauszubekommen, oder sie beobachten, in welches Zimmer es geht. Da gibt es hartnäckige Betrunkene, die ständig anrufen, um einen zu einer Party einzuladen, oder zur Zimmertür kommen, um sich für den Lärm zu entschuldigen.²

Mit ihrem kurzen Haarschnitt und mit Hosen bekleidet, konnten Annemarie Schwarzenbach und Barbara Hamilton-Wright diesen Schwierigkeiten etwas aus dem Weg gehen. Trotzdem blieben viele Probleme bestehen, die Atmosphäre war durch den Rassismus aufgeheizt. Als weisse Frau einen schwarzen Mann fotografieren zu wollen, war nicht ganz einfach.

Farm Security Administration

Annemarie Schwarzenbach lernte durch Barbara Hamilton-Wright, bei deren Mutter sie monatelang in Washington gewohnt hatte, den Leiter der Farm Security Administration (FSA), Roy Stryker, kennen. Die FSA entwickelte unter anderem Hilfsprogramme für Kleinbauern und Pächter. Ein anderes Projekt dieser staatlichen Organisation war die fotografische Dokumentation der gesellschaftlichen Misere. Erklärtes Ziel dieser Organisation war es, die Lebensbedingungen der Armen Amerikas zu dokumentieren und die Öffentlichkeit auf das Elend der Bevölkerung, vor allem der Südstaaten, aufmerksam zu machen. Der „American Way of Live“ sollte zumindest in Frage gestellt werden. Die Fotografi-

en wurden als eine Art „Beweismaterial“ verwendet. Gegen dreißig Fotografinnen und Fotografen machten zwischen 1935 und 1940 über eine Viertelmillion Aufnahmen.

Annemarie Schwarzenbach hatte die Fotografien der FSA in Washington studiert. Ihr fotografischer Stil wurde von den FSA-Fotografien beeinflusst. Reisen verstand es nicht nur als Aufbruch in die Ferne, sondern verband sie auch mit sozialem und politischem Engagement. Vergleicht man Schwarzenbachs Amerika-Fotografien mit denjenigen der heute weltberühmten FSA-Fotografinnen und Fotografen, erkennt man die Ähnlichkeit in Methode und Stil.

Einer der bedeutendsten FSA-Fotografen war Walker Evans. Er wollte ursprünglich Schriftsteller werden, begann sich dann erst gegen Ende der zwanziger Jahre, nach einem Studienjahr in Paris, ernsthaft mit Fotografie zu beschäftigen. Mit Bildserien über viktorianische Bauten in Neu England und die politischen Unruhen auf Kuba 1933 hatte er sich bereits einen Namen als hervorragender Dokumentarist erworben, bevor er 1935 als einer der ersten Fotografen an die FSA berufen wurde.

Fotografien und Reportagen Der Vergleich mit Evans

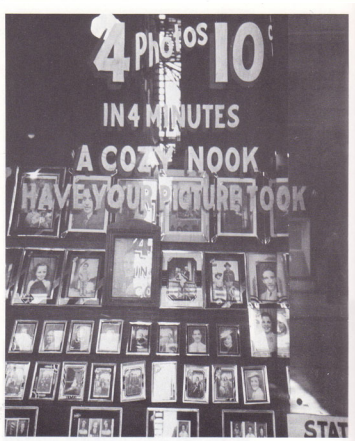
Schwarzenbach reiste während mehreren Wochen durch die Staaten Virginia, North und South Carolina, Georgia, Alabama und Tennessee. Auch Evans reiste vorwiegend durch die Südstaaten. Beide fotografierten vor allem die sozial und gesellschaftlich Benachteiligten und deren oft inhumane Lebensbedingungen: bei der Arbeit, als Arbeitslose oder daheim. Ihre Sujets sind aber auch verführerische Werbetafeln, Schaufenster, Kinoplakate, Autos und Industriegebäude. Nicht nur der Hintergrund ihrer Fotografien sind ähnlich, sondern auch ihr Stil. Beide verstanden sich als eine Mischung aus Journalist, Anthropologe und Künstler. Bei Schwarzenbach und Evans erkennen wir „sozialdokumentarische

Treue und ästhetische Strenge, nüchterne Sachlichkeit und künstlerische Intuition“.³ Evans Absicht war es, die Alltagskultur festzuhalten. „Nicht der Impuls zur Veränderung, sondern das Bedenken eines möglichen Survival ist die wichtigste Botschaft seiner Bilder.“⁴ Ein Beispiel aus Evans‘ Südstaaten-Fotografien zeigt eine Schaufensterauslage eines Fotostudios in Alabama.



Auslage eines Photostudios, Birmingham, 1936

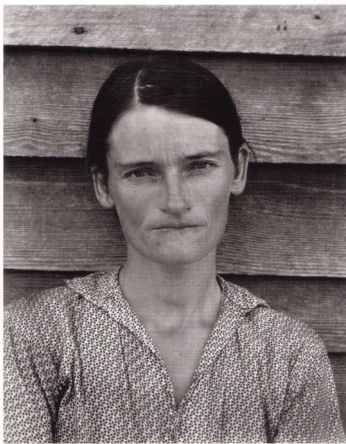
Evans fand es geradezu märchenhaft, dass alle jene Menschen, die vor der Kamera des lokalen Studios posiert hatten, noch einmal gemeinsam für ihn posierten: „Es ist umwerfend lustig und sehr ergreifend und sehr traurig und sehr menschlich. Dokumentarisch, sehr real, sehr komplex“.⁵



Schaufenster in Knoxville/ Tennessee, Nov.

Ein ähnliches Bild stammt von Annemarie Schwarzenbach. Ihr Sujet ist ebenfalls das Schaufenster eines Fotostudios. Die lächelnden Gesichter gehören Weissen. Die Schwarzen fehlen in diesen Schaufenstern – in den Schaufenstern des Lebens?

Evans' Fotografien stellen die Porträtierten immer frontal auf Augenhöhe dar. Ausserdem wählte er eine möglichst geringe Raamtiefe. Zwar zeigte er die Menschen nicht bei der Arbeit, aber an den Gesichtern sind die Spuren der Zeit, die Spuren von harter Arbeit zu erkennen. Er wollte nicht die Ursachen fotografieren, sondern deren Auswirkungen. Ein Beispiel seiner Portrait-Aufnahmen ist diejenige von Allie Mae Burroughs, aus dem Jahre 1936.



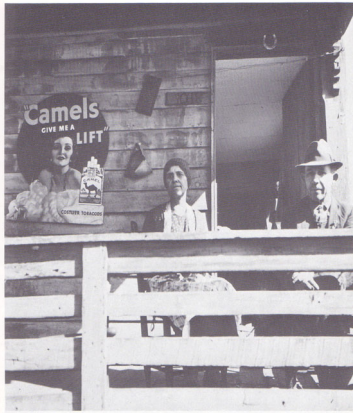
Allie Mae Burroughs, Hale County, Alabama, 1936

Auch Schwarzenbach achtete bei ihren Aufnahmen auf die frontale Ansicht in Augenhöhe. Das Gegenüber ist nicht in Bewegung, meistens ruhend, etwa im Bild „In Knoxville/Tennessee, 1937“. Wie in vielen anderen Fotografien, fällt auch in diesem Bild die Werbetafel im Hintergrund auf. Widersprüchlich, fast aggressiv wirkt sie in der ärmlichen und ländlichen Gegend. Auch Evans spielte mit solchen Gegensätzen und der Präsenz von Werbetafeln.

Der Text zum Bild

Anders als Evans schrieb Annemarie Schwarzenbach zu ihren Fotografien Reportagen. Bilder und Texte sind integrale Bestandteile des Themas, das sie beschäftigt: die Schattenseite von Amerika. Ihre Fotografien dienen aber nicht nur der Illustration ihrer Reportagen. Beides hat eine Sprache – Text und Bild. Sie ergänzen sich und führen im Dialog zu einem ganzheitlichen Verständnis. Evans dagegen wollte das Bild alleine für sich alleine sprechen

lassen. Für ihn hatte die Fotografie eine rein dokumentarische Funktion. Alles andere hätte die Aussage des Bildes nur schmälern, verwässern oder sogar verfälschen können. Evans arbeitete ausschliesslich visuell, er wollte die reine Fotografie und nichts anderes.



In Knoxville/ Tennessee, Nov. 1937

Für ihn war es wichtig, dass der Leser einen Teil der „Arbeit“ übernahm, ohne verbale Bevormundung. Da Evans aber im Auftrag der Regierung arbeitete, musste er sich zum Teil dem Willen der FSA-Leitung beugen. Diese war der Meinung, dass Bilder nicht für sich sprechen und auch nicht von alleine an ein Millionenpublikum gelangen. Die Fotografie musste verpackt, das heisst mit Begleittexten versehen sein. Für die FSA, die sich zum Ziel gesetzt

hatte, die Bevölkerung auf die Missstände aufmerksam zu machen, war es von erheblicher Bedeutung, die Fotografien dem Volk verständlich zu machen. Evans dagegen stand der kommerziellen Verwertung von Fotografie misstrauisch gegenüber. Auf der Suche nach einem Ausweg aus diesem Dilemma, beanspruchte er für seine Bilder die alleinige Autorschaft.

„Man schreibt über das, was einem auf den Nägeln brennt“

„Ich weiss [...] immer, warum ich einen Artikel schreibe, warum gerade diesen, nicht jenen.“ (1939) ⁶

Annemarie Schwarzenbach war sich ihrer Themen sicher. Auf der Reise durch die Südstaaten, besuchte sie unter anderem Plantagen,

Fabriken, Gefängnisse, Arbeitsschulen und Siedlungen. Dabei begegnete sie der harten Realität, dem Kampf um Plantagensystem und Industrialisierung, dem Rassismus, und sie sah die miserablen Arbeitsbedingungen, unter denen die Leute zu leiden hatten. An ihren Reportagen ist eine solide Recherche zu erkennen. Sie nahm Partei für die sozialen Unterschichten, egal ob schwarz oder weiss. Annemarie Schwarzenbach engagierte sich politisch. Sie nahm klar Stellung für Präsident Roosevelt. Die Methoden und Ziele des „New Deal“ unterstützte sie vorbehaltlos, obwohl sie nicht im Auftrag der FSA handelte.

Ihre Milieureportagen zeigen Menschen in deren Wohnsituation, Menschen in ihrer Umwelt. Diese sozialkritische Reportage will dem Publikum fremde Milieus näher bringen und Verständnis wecken. Der Zugang zur jeweiligen Situation ist phänomenologisch; das heisst, nicht deutend oder urteilend. Die beschreibende Erzählsprache ist zurückhaltend und wirkt sachlich. Der Reporter selbst bringt sich nicht zur Darstellung. Diese Zurückhaltung ist besonders dann angezeigt, wenn es um schockierende Verhältnisse geht. Für Milieureportagen gilt: Je schockierender, aufregender, skandalöser die Sachverhalte, desto zurückhaltender und kühler die Sprache.⁷

Eine typische Reportage Schwarzenbachs, welche die sozialen Probleme der Südstaaten beschreibt, trägt den Titel: „... um die Ehre der amerikanischen Südstaaten“. In dieser Reportage aus dem Jahr 1938 erzählt sie von ihren Erfahrungen mit dem proletarischen Elend:

Ich sah die Armut in den Gruben und Holzfällerlagern von Tennessee, das Elend der schwarzen „Sharecroppers“ (Baumwollpächter) und ihrer weissen Feinde und Schicksalsgenossen auf den zerfallenen Plantagen. Ich sah die Rückständigkeit, Unfreiheit, Verseuchtheit und Unterernährung in den grossen Städten Birmingham, Chattanooga, Atlanta, sah noch schlimmere Zustände unter dem weissen Proletaria [...].⁸

Annemarie Schwarzenbach beschreibt diese Zustände als Aussenstehende. Trotzdem sind ihr diese Dinge nahe gegangen und haben sie berührt. Auch in dieser Reportage nimmt sie politische

Stellung. So fragt sie: „Wie ist es möglich, dass erfahrene Politiker und respektable Persönlichkeiten den Lynch-Terror des fanatisierten weissen Mobs als eines der ‚höchsten Ideale der Südstaaten‘ bezeichnen?“

In dieser Reportage kommen die Betroffenen selber zu Wort, was dem Text Lebendigkeit und Authentizität verleiht.

In Washington fragte mich ein junges Mädchen aus Georgia nach meinen Eindrücken. Sie war schön, jung, von blendender Intelligenz und stand am Anfang einer grossen Karriere: ‚Finden Sie nicht, dass die Neger auf unseren Plantagen glücklich und zufrieden aussehen?‘ fragte sie mich, ‚sie sind harmlose, gutmütige Menschen. Natürlich sind sie rechtlos, aber das ist gut so. Die Weissen hingegen, das weisse Proletariat [...], die sind schlimmer als die Neger. Sie sind verseucht und ungebildet und können nicht mit Geld umgehen [...]‘ ‚Da sind Sie wohl auch gegen die Abschaffung der Kettensträflings-Gefängnisse in Georgia, von der jetzt die Rede ist?‘ ‚Ja‘, sagte das Mädchen, ‚ich bin dagegen.‘⁹

Obwohl die Reporterin an dieser Stelle keine wertende Aussage macht, lässt sie durchblicken, was sie von der Haltung des Mädchens hält. Unterschwellig schwingt ihre Meinung mit. In einem anderen Fall stellt die Autorin die Ignoranz einer Textilfabrikbesitzerin bloss:

Und als ich dann durch die niedrigen, schlecht gelüfteten, überhitzten, von Baumwollfasern wie von Nebel erfüllten Websäle ging, flüsterten mir meine Begleiterinnen zu: ‚Sind es nicht hübsche, sonnige Räume? Muss es nicht reizend sein, mit all den bunten Stoffen zu arbeiten?‘ Ich sah vierzehnjährige Kinder, die in elfstündiger Nachtschicht arbeiteten.¹⁰

Schwarzenbach wird mit dieser trockenen Bemerkung im Anschluss an die Frage der Begleiterinnen zwar nicht wertend, doch macht sie damit die Augenwischerei flagrant. Der Text kommt ohne auffällig wertende, subjektive Passagen aus, denn die krassen Gegensätze, die schlimmen Verhältnisse, die Schwarzenbach aufzeigt, appellieren an den Menschenverstand, ohne dass ein ausdrückliches Urteil notwendig wäre.

In vielen Reportagen und Fotografien, die sie in den USA erarbeitete, lag die Hoffnung, damit auf das Elend aufmerksam zu machen und so zur Verbesserung der beschriebenen Situation beitragen zu können. Auch am Schluss der Reportage „... um die Ehre der Südstaaten“ schimmert ein Funken Hoffnung durch:

Der Anblick dieses scheinbar unaufhaltsamer Degeneration verfallenen Landes ist nicht ganz ohne Hoffnung. [...] Die Schaffung eines freien Bauernstands wird vielleicht den Süden, das Stiefkind der amerikanischen Nation, rehabilitieren.¹¹

Fotografin Annemarie Schwarzenbach

Mit der Kamera war sie schon früh vertraut. Ihre Mutter, Renée Schwarzenbach, war eine leidenschaftliche Freizeitfotografin.

Sie knipste vor allem für das Familienalbum. Annemarie dagegen fotografierte ausschliesslich als Journalistin. Mit einer Leica Kamera, die von der FSA empfohlen wurde, fotografierte sie das, was ihr auf ihren Reisen begegnete und ihr wichtig erschien: die Misere und Armut der Plantagenarbeiter und Arbeitslosen in den USA. Schreiben und Fotografieren war ihr Leben. Ihr ständiges Unterwegssein erklärte sie einmal folgendermassen: „Ich zog aus, nicht um das Fürchten zu lernen, aber um den Gehalt der Namen zu prüfen und ihre Magie am eigenen Leibe zu spüren.“¹²

Anmerkungen

- ¹ Hugo Loetscher, „Photographie in der Schweiz von 1840 bis heute, Bern 1992, S. 119
- ² A. Georgiadou, Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke, München 1998, S. 168
- ³ Brix/Mayer, Amerika – Bilder aus den Jahren der Depression, München 1990, S.11
- ⁴ Brix/Mayer, Amerika – Bilder aus den Jahren der Depression, a.a.o., S.26
- ⁵ Brix/Mayer, ebd., S.38
- ⁶ Dieterle/Perret, Auf der Schattenseite, Basel 1990, S. 323
- ⁷ Vgl. M. Haller, Die Reportage, Konstanz 1997
- ⁸ Dieterle/Perret, Auf der Schattenseite, Basel 1990, S. 174/175
- ⁹ Dieterle/Perret, Auf der Schattenseite, a.a.o., S. 175
- ¹⁰ Dieterle/Perret, ebd., S. 177
- ¹¹ Dieterle/Perret, ebd. S. 178
- ¹² Dieterle/Perret, ebd. S. 326

Lebensdaten

23. Mai 1908 Annemarie Schwarzenbach (A.S.) wird als drittes Kind des Grossindustriellen Alfred Schwarzenbach und der Generalstochter Renée Schwarzenbach-Wille geboren.
- 1931
April Veröffentlichung von *Lyrische Novelle* (Rowohlt Verlag).
- 1934
Ende April Arbeit an dem Reisebuch *Winter in Vorderasien. Tagebuch einer Reise*. Veröffentlichung im Herbst.
- Ende Juli A.S. beginnt die Erzählungen für *Der Falkenkäfig* zu schreiben, die sie im Juni 1935 abschliesst.
- 1936
Anfang Jahr A.S. beendet *Tod in Persien* (nicht veröffentlicht).
- 1937
Januar Erste Reportagetour mit Barbara Hamilton-Wright durch die USA.
- Mai Biographie über Saladin, *Lorenz Saladin. Ein Leben für die Berge*.
- Ab November Fotoreportagen mit Barbara Hamilton-Wright über die Situation in den amerikanischen Südstaaten.

1938

Mitte Oktober
bis Februar 1939

A.S. schreibt in Yverdon *Tod in Persien*
um in *Das glückliche Tal*.

1940

November

Tod ihres Vaters, Alfred Schwarzenbach.

1941

Oktober

Beginn ihres letzten grossen Prosatextes
Das Wunder des Baums (nicht veröffentlicht).

1942

7. September

A.S. stürzt mit dem Fahrrad und verletzt
sich schwer.

15. November

A.S. erliegt ihren Verletzungen. In allen
wichtigen Schweizer Zeitungen erscheinen
Traueranzeigen und Nachrufe.

Primärliteratur

- Beiträge zur Geschichte des Oberengadins im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Diss. phil., Zürich 1931.
- Freunde um Bernhard, Wien 1931.
- Das Buch von der Schweiz. Ost und Süd, München 1932.
- Das Buch von der Schweiz. Nord und West, München 1933.
- Winter in Vorderasien. Tagebuch einer Reise, Wien 1934.
- Lorenz Saladin - Ein Leben für die Berge, Bern, Stuttgart 1938.
- Das glückliche Tal, hg. von Charles Linsmayer, Frauenfeld 1987.
- Lyrische Novelle, hg. von Roger Perret, Basel 1988.
- Bei diesem Regen, hg. von Roger Perret, Basel 1989.
- Auf der Schattenseite. Ausgewählte Reportagen, Feuilletons und Fotografien 1933 - 1942, hg. von Roger Perret und Regine Dieterle, Basel 1990.
- Jenseits von New York. Reportagen und Fotografien 1936 – 1938, hg. von Roger Perret, Basel 1942
- Ruth, (Novelle), 22.-23. September 1930, veröffentlicht im *Amalthea Almanach*, Zürich/Leipzig 1932.

Sekundärliteratur

- Areti Georgiadou: Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke, Biographie, München 1998
- Michael Brix und Birgit Mayer: Amerika – Bilder aus den Jahren der Depression, Walker Evans, München 1990
- Michael Haller: Die Reportage, Ein Handbuch für Journalisten, Reihe praktischer Journalismus, Bd. 8, Konstanz 1997
- Hugo Lötscher: Photographie in der Schweiz von 1840 bis heute, Reihe „Schweizer Photographie“, Bd. 7, Bern 1992
- Roger Perret: Nachwort zu Annemarie Schwarzenbach, Jenseits von New York, Basel 1992, S. 154-179.

George Orwell



Annette Rohner

George Orwell –

Erledigt in Paris und London

(Down and out in Paris and London)

„Alle Menschen sind gleich, einige jedoch gleicher.“¹

Als armer Stipendiat an einer Eliteschule erlebte Orwell die „grösste Grausamkeit, die man einem Kind antun kann“, nämlich, „es auf eine Schule unter lauter Kinder zu schicken, die reicher sind als es.“²

Wirklich verstehen können, wie die Armen leben, erfahren, wie sie leiden: George Orwell wollte erleben, wie es wirklich war, das Leben der Armen und Unterdrückten.

„Down and Out in Paris and London“, dieses erste Werk von Orwell, eine Armutsreportage aus dem Jahre 1933, ist eine der erschütterndsten Beschreibungen von Armut und Ausbeutung, von Obdachlosigkeit und vom Gassenleben in einer Industriegesellschaft des 20. Jahrhunderts. Viele Autoren haben versucht, das Leben von Fabrikarbeitern und armen Menschen zu beschreiben. Kaum jemand ist aber so tief in die sozialen Abgründe hinabgestiegen wie Orwell. Nachdem er das Buch „The People of the Abyss“ von Jack London gelesen hatte, folgte er diesem Vorbild. Er glaubte, wie viele andere Schriftsteller der zwanziger Jahre, in Paris am besten schreiben zu können, weshalb er sich auf den Weg dorthin machte. Um das Scheitern am eigenen Leib zu erfahren, wollte er sich als Landstreicher ausgeben. Als Landstreicher konnte er scheitern, ohne bleibende Opfer zu hinterlassen. „[...] Scheitern erschien mir als die einzige Tugend. Jeder Verdacht, Karriere machen zu wollen, selbst der Verdacht, 'Erfolg zu

haben' in dem Sinne, dass man ein paar hundert Pfund im Jahr verdient, erschien mir innerlich als widerwärtig, als eine Art Tyrannei.“³ Seine schmerzlichen Erfahrungen im Internat St. Cyprians, mit seinem verkommenen Leistungsbegriff, hatte ihn schon früh gegen jeden Erfolg misstrauisch gemacht. An der Schule zählte nur der Sieger, und Sieger wurde man, wenn man die anderen ausstechen konnte.

In der Zeit in Paris und London erlebte er zweifellos reales Elend, aber wenn es ihm reichte, konnte er jederzeit in seine andere Welt zurückkehren und sich wieder seiner schriftstellerischen Arbeit widmen. Er war nie wirklich ganz unten, ganz verelendet. Für ihn führte stets ein Weg aus den Slums heraus. Das war wohl auch ein Grund, weshalb Orwell es so lange bei den Arbeitslosen und Asozialen in den Pariser Slums ausgehalten hat.

Als sein Erstling in Victor Collanez „Left Book Club“ erschien, wählte der junge Autor ein Pseudonym, unter welchem er alle weiteren Texte verfasste. Geboren als Eric Blair, nannte er sich fortan „George Orwell“. Orwell heisst ein Fluss in Suffolk, an dem Orwell ab 1929 wohnte. Dieses Pseudonym soll er gewählt haben, um „die innere Distanz zu seiner sozialen Herkunft und zum englischen Gesellschaftssystem zu zeigen“.

In einer Anmerkung zu seinen Manuskripten hält Orwell fest, er habe sich beim Schreiben dieses Werkes die Freiheit genommen, Ereignisse umzustellen und gewisse Details einzufügen oder zu streichen. „Erledigt in Paris und London“ ist daher kein streng autobiographisches Zeugnis, spiegelt aber alle Vorkommnisse wider, in die er eingetaucht war. Der Zeitraum seiner Reportage umfasst lediglich die letzten zehn Wochen des 18-monatigen Parisaufenthalts.

Ein besonderes Prinzip organisiert dieses Werk: der Gegensatz von Sein und Schein, der Wechsel zwischen Realität und Fiktion. Orwell beschreibt ausführlich, wie der Dreck in der Küche im Kontrast steht zum oberflächlichen Glanz des Speisesaals: „Es war komisch, wenn man sich in der verdreckten kleinen Spülküche umsah und daran dachte, dass man nur durch eine Doppeltür

vom Speiseraum getrennt war.“⁴ Auf Schein basiert denn auch der gesamte Luxus, den dieses Hotel vermitteln will. Luxus erscheint Orwell, der sich als Küchenhilfe verdingt, als Schwindel, elegante Hotels überhaupt als Unsinn; deshalb sei das Sklavendasein der Tellerwäscher ohnehin überflüssig.⁵

Warum ist Orwell nach Paris und London gegangen?

Nach fünf langen Jahren Dienst als kolonialer Polizeibeamter in Burma wollte er nie wieder seine Sehnsucht nach freiem Denken und Handeln unterdrücken. Ganz gleich, wie viel es ihn kosten würde: Er wollte nach seinen eigenen Regeln leben. Er verachtete die traditionellen Vorstellungen von Heim und Karriere. Orwell quittierte den Dienst in Burma aber auch aus gesundheitlichen Gründen. Er wollte nicht weiter in einer Welt ausharren, die von Heuchelei, Einsamkeit und Schuldgefühlen geprägt war. Dem Imperialismus, den er als Volksbetrug betrachtete, mochte er nicht länger dienen. Er wollte jeder Form von Herrschaft des Menschen über die Menschen entrinnen.

Bereits in seiner Internatszeit entwickelte er erste vage Vorstellungen von der Schriftstellerei, erst sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn hat ihn aber zum Schreiben motiviert. Am eigenen Leibe hatte er erlebt, was es heißt, in der schwächeren Position zu sein. Indem er sich als Landstreicher ausgab, war er einer von den Pennern und „Plongeurs“, er konnte sehen, wie es ganz unten zu und herging. Später aber merkte er, dass er trotz ärmlicher Kleidung nicht zu ihnen gehörte. Er war gebildet, hatte schriftstellerisches Talent, Angehörige und Freunde, wie etwa Ruth Pitter und Boris, die bereit waren, ihn zu unterstützen.

Nach Wochen harter Arbeit in Paris schrieb er seinem Freund B. in London, ob er einen Job für ihn hätte.⁶ Er hatte es satt, siebzehn Stunden am Stück arbeiten zu müssen, erhoffte sich Erleichterung in London und sehnte sich gleichzeitig nach Erho-

lung.⁷ Dass er in London wieder mit der Unterschicht in Kontakt kommen würde, daran dachte er in Paris wohl noch nicht.

Wie beginnt die Reportage?

Die Rue du Coq d'Or, Paris, morgens um sieben. Mehrere wütende, würgende Schreie von der Strasse her. Madame Monce, die das kleine Hotel gegenüber führt, war herausgekommen, um sich an einen Mieter im dritten Stock zu wenden. Ihre nackten Füße steckten in Holzpatinen, und ihr langes graues Haar war ungekämmt und hing in Zotteln herab.⁸

Wer je in Frankreich gewesen ist, kann sich diese Szene vorstellen. Orwell beschreibt nüchtern und direkt. Diese Alltags-Szene vermittelt einen ersten Eindruck, seinen, den er von Paris gewonnen hat. Die Pariser Strasse, in Wirklichkeit Rue du Pot de Fer, hat Orwell aber in seinem Werk umbenannt in Rue du Coq d'Or, als ersten Hinweis darauf, dass sich nicht immer alle Ereignisse so zugetragen haben, wie er sie beschrieb.

In den Einleitungskapiteln zeigt sich bereits das Schwanken zwischen Fiktion und dokumentarischem Interesse. Die Beziehung zwischen diesen beiden Funktionen bleibt des Öfteren ungeklärt und führt zu erzähltechnischen Schwächen seines ersten Werkes, denn der Leser wird dazu verleitet, die Erzählung als bare Münze zu nehmen. Ob beispielsweise sein bester Freund Boris existiert hat, bleibt unbekannt. Dessen Beschreibung ist aber so realistisch, dass man Orwell gerne abnimmt, sie hätten sich tatsächlich in einem Krankenhaus kennen gelernt.⁹

Orwell führt zu Beginn die wichtigsten Charaktere ein. Charlie, eine „der lokalen Attraktionen“, beschreibt er besonders detailliert, und widmet ihm schliesslich das ganze 18. Kapitel. Von Boris erfahren wir beinahe alles über sein Leben als „russischer Schriftsteller“.

Die dokumentarische Funktion des Buches tritt erst später in den Vordergrund, wenn die Armut dem Ich-Erzähler auf den Leib rückt. „Eine höchst merkwürdige Sache – solch ein erster Kontakt

mit der Armut. [...] Man dachte, es wäre schrecklich; es ist nur schmutzig und langweilig.“¹⁰ In der Folge beschreibt Orwell detailliert die Veränderungen, die sich unter dem Druck der Armut vollziehen, vor allem die psychischen Folgen.

Man entdeckt beispielsweise die Geheimniskrämerei, die mit dem Armsein eng verbunden ist. Plötzlich und auf einen Schlag ist man auf ein Tageseinkommen von sechs Francs reduziert worden. Aber natürlich wagt man das nicht zuzugeben – man hat so zu tun, als lebe man ganz wie immer. Von Anfang an wird man in ein Netz aus Lügen verwickelt, und sogar mit diesen Lügen ist das Ganze kaum zu bewerkstelligen.¹¹

Gleichzeitig lernt er die Langeweile kennen, die von der Armut nicht zu trennen sei; ohne Essen werde man schwach, liege lange im Bett und langweile sich. Ohne Essen habe man keine Kraft, sich für etwas zu interessieren: Der Mensch werde zu einem Bauch mit ein paar Nebenorganen. Das einzig Gute an der Armut sei „die Tatsache, dass sie die Zukunft vernichtet“: „Mit lediglich drei Francs werde man nicht satt, man denke lediglich bis zur nächsten Mahlzeit. Man langweilt sich, aber man hat keine Angst.“¹² „Die Armut vermittele ein Gefühl des Trostes. Es sei ein Gefühl der Erleichterung. Man habe so oft vom Vor-die-Hunde-Gehen gesprochen, nun habe man sie vor sich und könne sie ertragen.“¹³ Orwell wählt hier die „man“-Form, um eine gewisse Distanz und Verallgemeinerung hineinzubringen.

Wie endet die Reportage?

Er habe die Welt erlebt, in der man lebe, wenn man keinen Pfennig mehr habe. Er habe viel gesehen, und werde daher nicht mehr so viele Vorurteile gegenüber Randgruppen haben.¹⁴

Orwell schliesst seine Sozialreportage mit der Erkenntnis, dass er als Einzelperson etwas gegen das Elend unternehmen könne, wenn gleich nur wenig. Mit „Erledigt in Paris und London“ hat er ein erschütterndes Bild der städtischen Armut in den 30er Jahren gezeichnet. Der Schluss erscheint jedoch, als hätte der Reporter

das Leben in der Armut nun endgültig satt. Kurz angebunden beschreibt er seinen Abschied von Paddy, und wie er sich nochmals Geld borgt von B. – Das Buch schliesst sich am Ende wie ein Kreis, endet Orwell doch mit den Worten: „Das ist ein Anfang“.

Stärken und Schwächen

Eine seiner grossen Stärken war die genaue Beobachtung. „Das Hôtel X. war riesig und grandios anzusehen, mit einer klassischen Fassade und seitlich einem kleinen, dunklen, rattenlochähnlichen Zugang – dem Dienstboteneingang.“¹⁵ Orwell erschafft die Gebäude vor dem inneren Auge. Nichts lenkt ab von minutiösen Details, die er scheinbar neutral und unpersönlich wiedergibt, die aber zwischen den Zeilen zu lesen geben, wie nah ihm gewisse Situationen gegangen sein müssen. „Ich war unbeschreiblich enttäuscht: Erst war ich zu Boris gegangen, weil ich von ihm Hilfe erhoffte und dann fand ich ihn hier in noch viel grösserer Not als mich selbst.“¹⁶ Auch gesundheitlich hatte Orwell zu kämpfen: „Der Hunger lässt einen schrumpfen auf einen völlig knochenweichen, gehirnlosen Zustand, der mehr den Nachwehen einer Grippe ähnelt als sonst etwas.“¹⁷ Die realistische Subjektivität ist allgemein typisch für die Romane und Reportagen der 30er und 40er Jahre in den angelsächsischen Ländern. Politisierung war für viele Autoren ein künstlerisches Bedürfnis, und es fand eine Hinwendung zu dokumentarischen Formen statt. Dieser Prozess wurde durch verschiedene Ereignisse gefördert, so z.B. die weltweite Wirtschaftskrise, das Aufkommen des italienischen Faschismus, der Sieg des Nationalsozialismus und der Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges. Vielen Schriftstellern war es ein Anliegen, moralische und politische Überzeugungen zum Ausdruck zu bringen, um Bewusstseinsveränderungen beim Publikum herbeizuführen. Orwell wollte über die soziale und politische Misere aber nicht schreiben, ohne erlebt zu haben, was Armut wirklich bedeutet. Gleichzeitig konzentriert er sich auf Themen des sozio-

ökonomischen Zerfalls: Der soziale Abstieg der Akteure, Auflösung von Familien und das Scheitern von Ehen standen nun im Zentrum.

Orwell verzichtet indes auf einen direkten politischen Kommentar, aber seine Kritik zielt auf die hierarchische Gesellschaftsordnung mit all ihren Ungerechtigkeiten ab, wie sie sich insbesondere in England abzeichnete. Offen bekannte er sich zur Idee einer klassenlosen Gesellschaft und zum Ausgleich der Einkommen.

Man muss daran erinnern, dass in dem gegenwärtigen System die Tramps ein absoluter Nullverlust für das Land sind [...]. Man sollte es mit einem Schema versuchen, in dem sie gut ernährt werden und in dem sie zumindest einen Teil ihrer Kost selbst produzieren könnten [...].¹⁸

In seiner Reportage lässt Orwell nur wenige persönliche Überlegungen einfließen, wenn er dies aber tut, nimmt er kein Blatt vor den Mund. „Die Frage erhebt sich, warum diese Sklaverei überhaupt noch immer so weitergeht?“¹⁹ Aus Sicht der Armut hat er die Probleme erkannt und dafür Lösungsansätze gesucht: „Hier könnte die Gesetzgebung einiges verbessern.“²⁰

In schwierigen Zeiten profitierte Orwell von seiner Bildung.²¹ Er gab sich belesen, denn er erwähnte beispielsweise Zola, erinnerte sich an ein Gedicht von Baudelaire, erklärte Statistiken, und erkannte, dass Kleider Leute machen.²²

Direkte Rede verwendete Orwell oft dann, wenn Leute Erlebtes erzählen und einbringen: Emotionen. „Weisst du, mon p'tit, das Leben im Hotel ist ja ganz schön, aber es ist die Hölle, wenn man nicht arbeitet.“²³

Aber auch Bilder und Vergleiche spielen eine wichtige Rolle in Orwells Reportage. „Unterhalb der Decke marschierten den ganzen Tag lang Schlangen von Wanzen wie ein Heer kleiner Soldaten entlang [...].“²⁴ „Man gibt immer etwas auf, wenn man den Rückzug antritt. Denk nur mal an Napoleon an der Beresina! Er gab seine ganze Armee auf!“²⁵

Orwell verstand es, den Leser seiner letzten Illusionen zu berauben. Wer etwa geglaubt habe, es sei nur eine Redewendung, dass französische Köche in die Suppe spucken²⁶, der wird in Orwells Beschreibung der Verhältnisse in der Küche des Hotel X eines Besseren belehrt.

Offenbar hat Orwell Erlebnisse verarbeitet, die er während seiner Aufenthalte in Paris und London dem Reisetagebuch anvertraut hat. Die daraus entstandene Unmittelbarkeit mag ein Grund dafür sein, dass die Leserschaft so begeistert ist von „Erledigt in Paris und London“, denn es gelang Orwell in dieser Sozialreportage, eine authentische Atmosphäre zu schaffen.

Schlusskommentar

Orwells Reportage lebt von ihrem Facettenreichtum. Er konnte sich wirklich in die verschiedenen Lagen versetzen, eintauchen und sich mit anderen Standpunkten identifizieren. Er lernte zu sehen, was andere übersahen und begann, Selbstverständliches in Frage zu stellen. Das mag eine Erklärung dafür sein, weshalb er ständig unzufrieden mit sich war und seine Aussichten in düsteren Farben gemalt hat. Sein frühes Werk ist geprägt von Unsicherheit und mangelndem Selbstbewusstsein. Die Gesellschaft stellte sich ihm hierarchisch dar, und was immer geschah, es war richtig: Da gab es die Starken, die es verdient hatten, zu gewinnen und auch tatsächlich gewannen, und die Schwachen, die es verdient hatten, zu verlieren und auch tatsächlich verloren. In der Schule hatte man ihm zu verstehen gegeben, dass er zu den Schwachen gehörte, und dass er nie gewinnen würde, ganz gleich, was er tat. Trost schöpfte er nur aus dem Wissen, dass Verlieren ehrenvoll sei. Auf der Suche nach „etwas Lebenswertem“ lernte er, mit der Sprache umzugehen, seine Gedanken in Worte zu fassen. Schon früh liess er seine Mutter Gedichte aufschreiben, da er mit vier Jahren des Schreibens noch nicht mächtig war. Auch in „Erledigt in Paris und London“ scheint er sich zuweilen in seine Gedanken flüchten

zu wollen. Oft entsteht der Eindruck, der Erzähler von Paris und London habe einfach nur gewünscht, Worte klingen zu lassen und seinen Schreibstil zu präsentieren. Erlebnisse schienen ihm wertvoll, weshalb er sie mit Menschen teilen wollte.

Orwell analysiert die Unterschiede zwischen den Reichen und Armen:

Die Angst vor dem Pöbel ist eine reine Einbildung. Sie basiert auf der Idee, dass es irgendeinen fundamentalen Unterschied zwischen arm und reich geben müsste, so, als wären sie zwei verschiedene Rassen, wie Farbige und Weisse. In Wirklichkeit kann von solch einem Unterschied aber nicht die Rede sein. Die grossen Massen der Armen und Reichen unterscheiden sich lediglich durch ihre unterschiedlichen Einkommen und sonst durch nichts, und der Durchschnittsmillionär ist nichts weiter als ein Durchschnittstellerwäscher im neuen Anzug.²⁷

Diese Erkenntnis verdankt sich der Tatsache, dass er die Macht des Geldes zu Beginn seines Aufenthaltes in Paris unterschätzt hatte. Wenn er glaubte, die Armut basiere nur auf unterschiedlichen Einkommen, dann hat er sich wohl getäuscht. Im Laufe der Zeit lernte er immer neue hierarchische Systeme kennen und merkte, dass diese nicht nur auf Geld begründet seien.

Bis Orwell diese Reportage veröffentlichte, dauerte es rund vier Jahre, denn obwohl ihm Thema und Material bereitstanden, fehlte ihm der angemessene Ausdruck. Die entstandene Reportage erfüllt indes alle Anforderungen an die Sinnlichkeit, sie spricht durchweg Augen, Ohren wie auch den Geruchssinn an. Der sinnige Reporter beschreibt, was er alles wahrgenommen hat, die Worte, welche ihm zu Ohren gekommen sind, und was es zu riechen gab. Vor allem die grossen Hotelküchen boten ihm dabei Stoff im Überfluss.

Anmerkungen

- 1 Anlehnung an „Animal Farm“, 1945: „All animals are equal but some are more equal than others.“
- 2 George Orwell: "Keep the Aspidistra Flying“. Hg. von Peter Davison (1936; Harmondsworth: London 1989). S.44, dt. Ausgabe S.52.
- 3 George Orwell: „The Road to Wigan Pier, London 1962, S.138, dt. Ausgabe S. 145.
- 4 George Orwell: «Erledigt in Paris und London», Zürich 1978, (Originalausgabe: Down and Out in Paris and London, 1933), Seite 92.
- 5 George Orwell: «Erledigt in Paris und London», vgl. a.a.O., Seite 160.
- 6 George Orwell: ebd., Seite 151.
- 7 George Orwell: ebd., Seite 155.
- 8 George Orwell: ebd., Seite 7.
- 9 George Orwell: ebd., Seite 31-32.
- 10 George Orwell: ebd., Seite 23.
- 11 George Orwell: ebd., Seite 23.
- 12 George Orwell: ebd., Seite 28.
- 13 George Orwell: ebd., Seite 28.
- 14 George Orwell: ebd., Seite 285-286.
- 15 George Orwell: ebd., Seite 75.
- 16 George Orwell: ebd., Seite 39.
- 17 George Orwell: ebd., Seite 52-53.
- 18 George Orwell: ebd., Seite 277-278.
- 19 George Orwell: ebd., Seite 157.
- 20 George Orwell: ebd., Seite 283.
- 21 George Orwell: ebd., Seite 242.
- 22 George Orwell: ebd., Seite 26, 88, 175.
- 23 George Orwell: ebd., Seite 113.
- 24 George Orwell: ebd., Seite 9.
- 25 George Orwell: ebd., Seite 56.
- 26 George Orwell: ebd., Seite 108.
- 27 George Orwell: ebd., Seite 162.

Biographie

- 1903 Eric Arthur Blair geboren am 25. Juni in Motihari, Bengalen
- 1907 Umzug nach Oxfordshire, England
- 1911-1916 Besuch der Privatschule St. Cyprian in Eastbourne
- 1917-1921 Eliteschulen Wellington College und Eton
- 1922-1927 Dienst in der burmesischen Kolonialpolizei
- 1927 Rückkehr nach England, lernt Londoner Slums kennen
- 1928-1929 In Paris, Gelegenheitsarbeiten, auch journalistisch tätig
- 1930 Rückkehr nach England, als Tramp in Südostengland
- 1932 Als Lehrer in Privatschulen tätig
- 1933 „Erledigt in Paris und London“, wählt Pseudonym George Orwell, formal hat er den Namen nie angenommen
- 1936 Reportagen im Auftrag des „Left Book Club“ in den Industriegebieten Nordenglands
- 1937 Kämpft in der Miliz einer linkssozialistischen Gruppierung, Verwundung, Flucht nach Frankreich vor den Sicherheitsorganen der katalonischen Regierung
- 1938 Eintritt in die Independent Labour Party
- 1939 Wegen Lungenkrankheit Aufenthalt in Marokko, Austritt aus der Independent Labour Party
- 1940 Vom Wehrdienst befreit
- 1941-1942 Tätigkeit für Asien dienst der BBC
- 1945 Tod von Orwells Frau
- 1946 Umzug auf die Insel Jura, Schottland; Beginn der Arbeit an „1984“
- 1947-1948 Ausbruch der Tuberkulose, Krankenhaus, Sanatorium
- 1947-1949 Einlieferung ins University College Hospital London, Heirat mit Sonia Brownell
- 1950 Stirbt am 21. Januar, in Berkshire begraben

Orwell wollte nie, dass Biografien über ihn verfasst werden, seine Frau erklärte dies mit folgenden Worten: „Er glaubte, dass es im Leben eines Schriftstellers nichts gibt, was für eine Beurteilung seines Werkes von Belang wäre.“ In den vierziger Jahren meinte Orwell: „Er sei der Einzige, der seine Biografie richtig schreiben könne, dass er sie aber nie versuchen werde, da man in einer Biografie die ganze Wahrheit erzählen muss.“

Primärliteratur

- Erledigt in Paris und London („Down and Out in Paris and London“, London 1933), Neuauflage 1978 *
- Tage in Burma („Burmese Days“, London 1934)
- Eine Pfarrerstochter („A Clergyman’s Daughter“, London 1935)
- Die Wonnen der Aspidistra („Keep the Aspidistra Flying“, London 1936)
- Der Weg nach Wigan Pier („The Road to Wigan Pier“, London 1937)
- Mein Katalonien („Homage to Catalonia“, London 1938)
- Auftauchen, um Luft zu holen („Coming Up for Air“, London 1939)
- Im Inneren des Wals („Inside the Whale and other essays“, London 1940)
- Farm der Tiere („Animal Farm“, London 1945)
- „1984“ („Nineteen Eighty-Four“, London 1948)

Sekundärliteratur

Bücher:

- Woodcock, George: Der Hellseher, George Orwells Werk und Wirken, Zürich 1985
- Shelden, Michael: Georg Orwell, Biographie, Zürich 1991
- Howald, Stefan: Georg Orwell, Rheinbeck bei Hamburg 1997
- Nünning, Ansgar: Der englische Roman des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1998

Websites:

- www.graswurzel.net/236/orwell.shtml: Georg Orwell und der Anarchismus, Februar 1999
- pages.citenet.net/users/charles: George Orwell Links
- www.otopia.de/orwell/: George Orwell, Gerechtigkeit und Freiheit
- www.k-1.com/Orwell/index.htm: George Orwell Gallery

Peter Scholl-Latour



Roberto Mannala

Peter Scholl-Latour

Ein Reporter mit Mut

Keine Political Correctness

Schriftsteller, Filmautor, Weltreisender, Chronist, Journalist – aber vor allem eins: Erzähler. Der betagte Mann von achtzig Jahren ist stets gefragt. Als Nahost-Experte und Afghanistan-Kenner wird Peter Scholl-Latour in Fernseh-Shows eingeladen oder zu einer einschlägigen Stellungnahme gebeten, wenn es um entsprechende Themen geht. Sein Auftritt wirkt kühl und kompetent. Mit seiner angenehmen, rauhen Stimme und der einfachen, verständlichen Sprache, ist Scholl-Latour ein beliebter Fernseh-Gast.

Viele, die Peter Scholl-Latour aus den Medien kennen, empfinden ihm gegenüber eine gewisse Ehrfurcht. Doch auch Scholl-Latour ist vor Kritikern nicht gefeit. Insbesondere Islam-Wissenschaftler sind nicht sonderlich gut auf ihn zu sprechen.

Die vielen Seiten dieses Reporters entstanden in einer langen und interessanten Lebensgeschichte. Und durch den einzigartigen, erzählerischen und schonungslosen Schreibstil Scholl-Latours, begannen sich die Meinungen über diesen Mann rasch zu bilden.

Eine Eigenschaft prägt Peter Scholl-Latour jedoch in besonderem Masse: Dieser Mann nimmt niemals ein Blatt vor den Mund.

Obschon dieser Autor auf korrekte Angaben grossen Wert legt, sind oft nur wenige objektive Standpunkte in seinen Texten vorhanden.

Wenn ich Peter Scholl-Latour in einem grammatikalischen Stil verewigen müsste, dann würde ich die Scholl-Latour-Perspektive erfinden. Die professionelle Art ein Geschehen aus einer Ecke zu betrachten, und so wiedergeben, dass der Leser den Eindruck

vom gesamten Ereignis erhält. Scholl-Latour kümmert sich dabei nicht um die Meinung anderer Fachleute oder sogar Völkergruppen, sondern bleibt seinen Argumenten treu und fokussiert sich nur auf diese.

Die folgenden Analysen und Recherchen Scholl-Latours Werken touchieren nur die seine schriftliche Arbeit. Obschon auch Filme, Radio-Berichte und TV-Dokumentationen von ihm geleitet wurden, blieb die schriftliche Reportage die beliebteste Art, seine Erfahrungen dem Publikum näher zu bringen. Deshalb entschied ich mich anhand zwei neuer Bücher (»Allahs Schatten über Atatürk« und »Der Fluch des neuen Jahrtausends«) diese Arbeit zu verfassen.

Den Versuch, Peter Scholl-Latour persönlich zu treffen, oder ihn zumindest am Telefon zu sprechen, musste ich leider schnell aufgeben. Die zuständige Agentur in Deutschland durfte mir keine Informationen zukommen lassen. Die Lebensdaten, sowie die Angaben über die Bücher musste ich daher aus dem Internet beziehen.

Das Leben – Die Arbeit

Als Sohn einer saarländischen Familie kommt Peter Scholl-Latour am 9. März 1924 in Bochum zur Welt. In seiner Kindheit kommen für Peter Scholl-Latour Jahre in Bochum, Ückingen bei Metz und in einem Schweizer Internat.

Im Januar 1945 gerät Scholl-Latour in eine gefährliche Grenzsituation, als er in die Fänge der Gestapo fällt. In den Gefängnissen der Gestapo in Wien, Graz und Prag begegnet er ein paar versprengten Franzosen, die ihm den „Zugang zur mystischen Natur des französischen Nationalbewusstseins“ bringen.

So kommt es, dass Peter Scholl-Latour für Frankreich nach Ostasien geht und dort in einem Fallschirmjäger-Expeditionskorps zum ersten mal den trockenen, krustigen Boden der Reisfelder zu spüren bekommt. Diese Erfahrung bewegt ihn

so sehr, dass er Jahre später wieder in das Gebiet der Vietcong zurückkehrt.

Nach 1946 kommen für Peter Scholl-Latour die Jahre des Studiums. An den Universitäten von Mainz, Paris und Beirut erhält er drei wertvolle Diplome. Danach arbeitet Scholl-Latour als Journalist.

Von 1960 bis 1963 arbeitet Peter Scholl-Latour bei der ARD als Afrika-Korrespondent, anschliessend leitet er das Pariser Studio des ARD (1963 bis 1969). Es folgen drei Jahre als Programmdirektor des WDR-Fernsehens bis 1971. Danach arbeitet Scholl-Latour wieder in Paris, diesmal als Chefkorrespondent des ZDF. Ab 1975 ist er zusätzlich Leiter des ZDF-Frankreich-Studios. Als

1983 der Flop des Stern (Hitler-Tagebücher) auffliegt, entscheidet sich Peter Scholl-Latour diesem Magazin wieder auf die Beine zu helfen und arbeitet bis März 1984 als Chefredakteur des Stern. Danach widmet sich Peter Scholl-Latour vor allem eigenen Projekten, wie dem Schreiben einiger Bücher und dem Drehen von Filmen. Zahlreiche Medienpreise würdigen sein Schaffen, das auch von Medienleuten geschätzt und anerkannt wird.

Auszeichnungen

- 1969: Goldener Bildschirm*
- 1969: Goldene Kamera*
- 1974: 2 x den Goldenen Bambi*
- 1971: tz-Rose*
- 1971: Adolf-Grimme-Preis*
- 1971: Aristide-Briand-Medaille*
- 1977: Strassbourg-Goldmedaille*
- 1989: Elsie-Kühn-Leitz-Preis*
- 1990: Sonder-Bambi*
- 1991: Ehrenpreis des Bayerischen Fernsehpreises*
- 1991: Fernsehpreis-Telestar von ARD und ZDF*
- 2001: Deutscher Fernsehpreis*

Auf dem Umschlag verewigt

Auch wenn es schon einige Zeit her ist, mit „Der Tod im Reisfeld“ hält Peter Scholl-Latour bis heute den Rekord mit 1,3 Mil-

tionen verkauften Exemplaren, als meistverkauftes Sachbuch Deutschlands.

Dieses Werk über die Indochina-Kriege und den Vietnam-Krieg wird bis heute als Standard-Werk betrachtet. Kein anderer deutscher Reporter war in der Lage, die Kriegssituation in Indochina besser und authentischer zu beschreiben als Peter Scholl-Latour. Viele deutsche Schulen benützen „Der Tod im Reisfeld“ im Geschichts-Unterricht zum Thema Vietnam-Krieg.

Der zweite Bestseller befasst sich mit Begegnungen im Zeichen der islamischen Revolution. In „Allah ist mit den Standhaften“ hat Peter Scholl-Latour seine Erfahrungen aus dem Arabistik-Studium in Beirut eingebracht. Nach dem Erscheinen dieses Buches wurden einige Kritiker laut, die aus islamwissenschaftlicher Sicht das Werk Scholl-Latours als falsch und unprofessionell titulierten.

Zum 200. Jahrestag der Französischen Revolution schreibt Peter Scholl-Latour „Leben mit Frankreich“. Seine Erfahrungen in Paris, sowie der Militäreinsatz bei den „Commando Parachutiste Ponchardier“ (Fallschirmjäger) liefern ihm die Grundlagen dazu.

Die meisten Bücher Scholl-Latours wurden Bestseller und sind deshalb auch noch heute erhältlich.



„Der Tod im Reisfeld“

1979

„Der Wahn vom Himmlischen Frieden“

1990



„Allah ist mit den Standhaften“

1983

„Mord am grossen Fluss“

1986

	„Leben mit Frankreich“ 1988		„Den Gottlosen die Hölle“ 1991
	„Eine Welt in Auflösung“ 1993		„Das Schlachtfeld der Zukunft“ 1996
	„Lügen im Heiligen Land“ 1998		„Allahs Schatten über Atatürk“ 1999
	„Afrikanische Totenklage“ 2001		„Der Fluch des neuen Jahrtausends“ 2002

Der Stil als Basis

Man berichtet immer aus dem persönlichen Erlebnis heraus.¹

Diese Aussage charakterisiert Scholl-Latour. Die Sicht der Dinge ist immer seine Sicht. Perspektivenwechsel gibt es keine.

Die Reportagen sind meistens sehr detailliert und genau geschrieben, so dass man beim Lesen in die Situation von Scholl-Latour gedrückt wird. Die bildlichen Darstellungen und der präzise und gekonnte Gebrauch der Adjektive, machen die Texte zu inhaltsreichen Darstellungen. Trotzdem neigen die Sätze nicht da-

zu lange zu werden, damit man als Leser eine angenehme Konsistenz vorfindet.

Ein wichtiges Element in Scholl-Latours Schreibweise ist die rhetorische Frage. Die Frage wird oft stehengelassen, so dass sich der Leser seine eigene Meinung bilden kann.

Etwa der Satz:

Wo beginnt Europa? Wo endet Europa? ²

Ob die Europäer wissen, auf was sie sich bei ihrem Balkan-Unternehmen eingelassen haben? ³

Was wird von der Ära Bill Clinton übrig bleiben? Die Affäre im »oval offices« mit der Praktikantin Monica Lewinsky? Der Krieg in Kosovo und in Serbien? Sein Bemühen bis in die letzte Stunde der Präsidentschaft um eine Lösung des Konfliktes im Heiligen Land? ⁴

Ein weiteres Element, welches häufig von Peter Scholl-Latour benutzt wird, sind Gedankenstriche. Es gibt kaum eine Seite, in der nicht ein Gedanke oder eine Bemerkung Scholl-Latours zwischen zwei Gedankenstrichen eingebettet ist. Oft wird dies zur Verdeutlichung und Klarstellung einer Thematik gebraucht. Die Präzisierung der Aussage gewinnt dadurch an Wert und umgeht die Satzklammern (die niemals von Peter Scholl-Latour gebraucht werden).

Hier einige Beispiele:

[...] vor allem im Osten Javas, wo auch heute = nach der Befreiung der Katholiken Ost-Timors durch eine überwiegend christliche Koalition = der Aufruf zum heiligen Krieg laut geworden ist. ⁵

In seiner luxuriösen Limousine = von Leibwächtern umgeben = brechen wir zur Stadtbesichtigung auf.

[...] dritte Phase Eroberung kleiner, dann = soweit möglich und sinnvoll = auch grösserer Ortschaften. ⁶

Auch geschichtliche Aspekte zählen zum Repertoire, das Scholl-Latour in seinen Büchern benutzt. Fast schon euphorisch versucht er, Vergleiche und Verbindungen zu geschichtlichen Ereignissen herzustellen. Sein grosses Wissen über die Entstehung Europas kommt bei jeder günstigen Gelegenheit zum Zug und es ist häufig notwendig, in Lexika nach unbekanntem Wörtern und Bezeichnungen zu suchen. Nebst den sprachlichen Informationen, findet man auch häufig Bilder (Landkarten, Schemata), um das Verständnis des Lesers zu verbessern.

Hier einige Beispiele:



Eine Stilprobe mag zur Illustration genügen:

Der letzte osmanische war 1924 schimpflich ins Exil gejagt worden. [...] Zentrales Instrument dieser reformistischen Gewalt, Garant der republikanischen und laizistischen Ausrichtung war die Armee, die 1922 den griechischen Eindringlingen kurz vor Ankara eine vernichtende Niederlage bereitet hatte.⁷

Ohne diese Betrachtung über die Rolle des byzantinischen Patriarchats lässt sich weder die nationale Mystik der Serben noch die heutige Tragödie des Amsselfeldes begreifen. [...] Im Jahr 1219 erhielt dieser Bischofssitz den Status der Autokephalie, der relativen Selbständigkeit gegenüber dem Patriarchen von Byzanz.⁸

In diesem Zusammenhang drängt sich ein letzter nostalgischer Rückblick auf. Paris, 14. Juli 1994: Deutsche Truppen defilierten auf den Champs-Élysées. Sie verkörperten eine karolingische Schicksalsgemeinschaft zwischen Deutschland und Frankreich.⁹

Die Eigenheiten Peter Scholl-Latours begrenzen sich natürlich nicht nur auf die erwähnten drei Besonderheiten, doch die wesentlichen stilistischen Aspekte sind darin enthalten.

Die Reportage Scholl-Latours, wie auch seine Zeitungs-Artikel sind immer in einem sehr gepflegten und anspruchsvollen Deutsch geschrieben. Das Repertoire der benutzten Wörter ist oft sehr gross und setzt dadurch auch eine gewisse Beherrschung der Deutschen Sprache voraus.

Seine bevorzugte Zeitform ist oft Präsens (wie es sich für eine Reportage gehört). Geschichtliche Aspekte werden im Präteritum abgehandelt.

Die grammatischen Aspekte der Texte könnte man insgesamt so beschreiben: eine klassische Reportage mit Biss.

Argumentation Wissen

Nebst den Erfahrungen, die Peter Scholl-Latour auf seinen Reisen sammelt, beschreibt er Konflikte und Situationen. Diese Texte basieren nicht auf selbst erfahrenen Ereignissen, sondern auf Folgerungen, die Peter Scholl-Latour aufgrund seiner Erfahrung erstellen kann.

Die Argumentation in solchen Texten basiert oft auf dem Autoritätsargument, wobei Peter Scholl-Latour die Autorität darstellt. Dabei werden kaum logischen Verknüpfungen oder wissenschaftliche Belegungen gebraucht.

Beispiele:

In vier Monaten werden also die kampferprobten Freischärler der schiitischen Hisbollah an den Rand des eigentlichen israelischen Staatsgebietes vorrücken. Es stellt sich die Frage, ob sich diese kriegerische »Partei Gottes«

mit diesem territorial begrenzten »Sieg« zufrieden geben wird. Die Versuchung wird gross sein, Israel weiter unter Druck zu setzen. Die jüdischen Einwohner von Nord-Galiläa wären gut beraten, ihre Schutzbunker gegen eventuelle Katjuscha-Einschläge zu verstärken.¹⁰

Können sich Journalisten durch Spezialisierung gegen das Manipulationsspiel der Beteiligten schützen?

Der berühmte Abschiedsbrief des Terroristen Atta gehört, wie vieles andere, zum Spielmaterial, ist eine Fälschung, so wie auch der Aufruf Bin Ladens zum Heiligen Krieg in englischer Sprache. Leute, die einen solchen Anschlag minuziös planen, lassen doch nicht ausgerechnet solche Appelle irgendwo in Mietautos liegen. Im Moment wird einfach schamlos gefälscht. Ich nehme an, dass auch die Amerikaner auf solche Sachen reinfallen. Ein Journalist kann das im Grunde gar nicht prüfen.¹¹

Die Welt im Taschenformat

Sein Wissen scheint jegliche denkbare Grössenordnung zu überschreiten. Sei es politisch, geschichtlich oder geographisch. Weiss dieser Mann wirklich so viel? Die geschilderten Erlebnisse Scholl-Latours mag ich nicht bezweifeln, doch die allwissende Art, in der er seine Bücher schreibt, ist teilweise zu abstrakt.

So wundert es mich nicht, dass berühmte Islam-Wissenschaftler wie zum Beispiel Eva Orthmann (Uni Zürich), eine starke Ablehnung gegen Peter Scholl-Latour (und auch Peter Konzelmann) aufweisen. Doch Peter Scholl-Latour ist sich dessen bewusst. Er weiss, dass seine subjektive Betrachtung der Dinge meistens keinen wissenschaftlichen Hintergrund haben:

Wer über die Türken und über die Türkei schreibt – nicht akademisch und abstrakt, sondern aus eigenem Erlebnis und mit persönlicher Anteilnahme-, lässt sich auf ein Wagnis ein. [...] Die Beobachtungen, die ich im Aufstandsg Gebiet Südost-Anatoliens sammelte, werden auf Zustimmung oder Widerspruch bei einer halben Million Kurden stossen, die in der Bundesrepublik leben.¹²

Das Faszinierendste an Peter Scholl-Latour ist für mich die Auswahl der Reportage-Themen. Fast alle Konflikte in Nahost, Afrika

und Asien werden von Peter Scholl-Latour kritisch unter die Lupe genommen. So kam es auch, dass er am 4. Juli 2000 in einer Zeitungskolumne¹³ den „Steinzeit-Islam“ der afghanischen Taliban anklagte die amerikanische CIA beschuldigte, diesen menschenverachtenden „Horden“ die Herrschaft über Afghanistan zugesprochen zu haben. Aus heutiger Sicht ein visionärer Artikel.

Mit viel Mut und viel Einsatz verfolgt Peter Scholl-Latour seine Ziele. Dafür muss er auch Risiken und Kompromisse eingehen: viele Reisen, keine Familie, manchmal in Gefangenschaft (z.B. in Vietcong), keine Ferien.

Zweifellos: Dieser Mann hat Mut.

Anmerkungen

- 1 Aus dem epd-Interview in „Der Fluch des neuen Jahrtausends“
- 2 Aus „Auf Vorposten in Hakkari“ in „Allahs Schatten über Atatürk“
- 3 Aus „Werden aus Befreiern bald Besatzer?“ in „Der Fluch des neuen Jahrtausends“
- 4 Aus „Das Ende der Ära Clinton“ in „Der Fluch des neuen Jahrtausends“
- 5 Aus „Zerbricht Indonesien nach der Abspaltung Ost-Timors?“ in „Der Fluch des neuen Jahrtausends“
- 6 Aus „Madeleine Albright's War“ in Allahs Schatten über Atatürk
- 7 Aus „Karawanserei der Seidenstrasse“ in „Allahs Schatten über Atatürk“
- 8 Aus „Ein serbischer Gross-Vezir“ in „Allahs Schatten über Atatürk“
- 9 Aus „Kosovo: Die Nato in der Balkan-Falle“ in „Der Fluch des neuen Jahrtausends“
- 10 Aus „Israels Vietnam“ in „Der Fluch des neuen Jahrtausends“
- 11 Aus dem epd-Interview in „Der Fluch des neuen Jahrtausends“
- 12 Aus „Avant-propos“ in „Allahs Schatten über Atatürk“
- 13 In der Zeitung „Die Welt“

Lebensdaten

Geboren am 9. März 1924 in Bochum als Sohn eines Arztes

- Schulausbildung in der Schweiz
- 1943 Abitur in Kassel abgelegt
- 1945 Eintritt in die französische Fallschirmtruppe in Indochina
- 1948 Volontariat bei der «Saarbrücker Zeitung»
- 1950 Redakteur bei der «Saarbrücker Zeitung»
- 1954 Berichterstatter für «Stuttgarter Zeitung» und «Kölnische Rundschau»
- 1955 Sprecher der saarländischen Regierung
- 1956 Nahost-Korrespondent im Libanon
- 1957 Abschluss in Politologie und Arabistik an der Universität in Beirut
- 1960-63 Afrika-Korrespondent für die ARD
- 1963-69 Leiter des ARD-Frankreichstudios in Paris
- 1969-71 Direktor des ersten Fernsehprogramms des WDR
- 1971 Sonderkorrespondent des ZDF
- 1973 vorübergehende Vietcong-Gefangenschaft
- 1975 Leitung des Pariser ZDF-Studios
- 1983 Chefredakteur des «Stern» nach Skandal um gefälschte Hitler-Tagebücher
- 1988 Berichte für den «Rheinischen Merkur»
- 1988-98 Dokumentarfilme für das Fernsehen

Werke

- Der Tod im Reisfeld, DVA, 1979
Im Sog des generals, DVA, 1982
Sieben Gesichter Chinas, DVA, 1983
Gefährte des Rückzugs, DVA, 1987
Allah ist mit den Standhaften, DVA, 1989
Mord am Grossen Fluss, DVA, 1989
Leben mit Frankreich, DTV, 1989
Das Schwert des Islam, Heyne, 1991
Der Ritt auf dem Drachen, Heyne, 1991
Unter Kreuz und Knute, Bertelsmann, 1992
Aufruhr in der Kasbah, DVA, 1992
Asien, Goldmann, 1992
Der Wahn vom Himmlischen Frieden, Goldmann, 1992
Das grüne Schwert, Heyne, 1994
Den Gottlosen die Hölle, Goldmann, 1994
Pulverfass Algerien, Heyne, 1994
Im Fadenkreuz der Mächte, Bertelsmann, 1994
Schlaglichter der Weltpolitik, Heyne, 1997
Das Schlachtfeld der Zukunft, Goldmann, 1998
Eine Welt in Auflösung, Goldmann, 1998
Lügen im Heiligen Land, Goldmann, 2000
Afrikanische Totenklage, Bertelsmann, 2001
Allahs Schatten über Atatürk, Goldmann, 2001
Der Fluch des neuen Jahrtausends, Bertelsmann, 2002

Sekundärliteratur

- www.wdr.de/tv/vetro/archiv/scholl_latour_peter.phtml
www.hr-online.de/fs/friedmanimersten/archiv/010912_scholl-latour.html
www.cpw-online.de/rezensionen/scholl-latour.htm
www.tendenzen.de/interviews/int302.htm
www.inkultura-online.de/heiland.htm
www.gegenstandpunkt.com/msz/html/86/86_6/scholl.htm
www.palmyra-verlag.de/PS-SL.html

Hugo Loetscher



Juliette Wylser

Hugo Loetscher – Ein Schweizer von Welt

Der Loetscher als Reporter

Hugo Loetscher reist seit 1965 regelmässig nach Lateinamerika, in die USA und nach Südostasien. Hüben wie drüben beobachtet er mit geschärftem Blick und lässt sich zu Reportagen inspirieren. Ihm eigen ist ein ungewöhnlicher Blickwinkel. Zwischen dem Zürcher Reportage-Roman „Abwässer“ (1963) und der Feuilleton-Reportage „Eine Adresse in der Favela“ (1999) aus den brasilianischen Slums liegen Welten und eine Zeitspanne von fast 40 Jahren. Loetschers literarischer Journalismus bleibt aber stets unverkennbar.

Der Gegenwart entfremdet. Es hat grosse Vortheile, seiner Zeit sich einmal in stärkerem Maasse zu entfremden und gleichsam von ihre Ufer zurück in den Ocean der vergangenen Weltbetrachtungen getrieben zu werden. Von dort aus nach der Küste zu blickend, überschaut man wohl zum ersten Male ihre gesamte Gestaltung und hat, wenn man sich ihr wieder nähert, den Vortheil, sie besser im Ganzen zu verstehen als Die, welche sie nie verlassen haben.

Friedrich Nietzsche

Blickt Hugo Loetscher vom unendlichen Ozean zurück auf die Küste, darf man sicher sein, dass er sie besser im Ganzen erfasst als irgendein Schweizer Schriftsteller unserer Zeit. Seine Schreibweise führt immer wieder zu ungewohnten, präzisen und aufklärenden Einsichten. Mit seinem scharfen Blick fürs Wesentliche erkennt er das Eigene gewahr, wobei mit dem Eigenen nicht nur

das innerhalb unserer Landesgrenze Liegende gemeint ist, sondern alles, was uns in unserer sozialpolitischen Verantwortung betrifft. Loetscher rief Nietzsches als Antwort auf sein Aphorismus zu:

Am liebsten wäre er in alle Richtungen gegangen und aus allen Richtungen zurückgekehrt, bis jeder fremde Ort ein vertrauter wurde, jeder vertraute sich einem Fremden anglich und es keinen Unterschied mehr gab zwischen vertraut und unvertraut.

Der Immune

Wenn Loetscher in allen Richtungen nach Unvertrautem sucht, um es uns vertraut zu machen, scheut er auch vor Abwasserkanälen und den brasilianischen Slums, den Favelas, nicht zurück. Exemplarisch an den beiden Reportagen „Abwässer“ und „Eine Adresse in der Favela“ ist die Art und Weise, wie sich Hugo Loetscher mit diesen Themen sowohl in der Schweiz als auch im Ausland auseinander gesetzt hat. Er nennt seine Art zu schreiben „interdisziplinäres Interesse“¹. Damit meint er, dass eine Geschichte nicht ohne Aktualität erzählt werden kann, und dass Politik und Kultur zusammenhängend beschrieben werden müssen. Faktengenauigkeit wird in jedem Fall gross geschrieben, dabei bleibt aber auch Platz für eine persönliche Perspektive.

Loetschers Auslandsfahrten haben ihn zwar zu einem besonderen Blick auf das Fremde geführt, aber auch dazu, seine eigene Kultur in einer ungewöhnlichen Weise zu sehen und darzustellen. In einem Interview mit Jörg Altwegg hat Hugo Loetscher erklärt, dass sein Reisen bei ihm nicht zum Selbstzweck geworden sei und es sich nie um Flucht oder Ersatz gehandelt habe. Weggehen und Bleiben sei für ihn nie ein Entweder-Oder, sondern eine Dialektik, eine Form der Mobilität und der Disponibilität, eine Gleichzeitigkeit gewesen.² Zudem betrachtet er das Reisen als einen Prozess zuerst mit etwas Fremdem Bekanntschaft zu machen, um anschliessend darin einbezogen zu werden. „Wenn ich – als Beispiel – zum sechsten Mal nach Paris komme, dann ist das für mich wie Heimgehen. Dann sage ich zum Beispiel: Was fällt denen ein, jetzt haben sie dieses Haus abgerissen.“³ Diese Aussage Loetschers

zeichnet seine Arbeit als Reporter aus. Er ist kein Dürrenmatt, der auf seinem Hügel hockt und sich Geschichten einfallen lässt. Loetschers Geschichten und Reportagen handeln von Problemen und Phänomenen, die ihm aufgefallen sind. Er schaut sich in der Welt um, und verarbeitet das Gesehene zu Texten.

Loetscher selbst sagt über sein Schaffen, er gehe unbefangen an eine Sache heran. Er nennt dies die „methodische Unschuld bewahren“. Es geht dabei darum, sein eigenes Wissen auszuklammern – und einfach nur zu schauen. Zu oft passierte es, dass Leute an einen Ort kämen und alles bestätigt fänden, was sie schon wussten – nur hätten sie vieles gar nicht erst gesehen.⁴

Im Wesentlichen will Hugo Loetscher damit erreichen, dass man sich nicht abschliesst, sondern den Willen zeigt, die Welt zu bestehen, sie zu „ertragen“, wie er es selbst nennt, mit dem zu Rande zu kommen, was auf einen einstürzt. Aber zunächst muss man es erkennen und benennen können.

Der besondere Blickwinkel

In seinem Reportage-Roman „Abwässer – ein Gutachten“ aus dem Jahr 1963 stellt die Hauptfigur, der namenlos bleibende Inspektor, die Welt der Abwässer dar, womit eigentlich die Gesellschaft als Ganzes gemeint ist. Mit der Kanalisation beschreibt er zugleich die Situation der Welt oberhalb der Dolendeckel. In der Reportage über die Favelas erscheint hingegen der touristische Blickwinkel zunächst voyeuristisch und undifferenziert. Aber bereits im zweiten Abschnitt gibt sich ein informierter Reiseleiter zu erkennen. Loetscher nützt die belehrende Perspektive der Reiseveranstaltung, um konkret auf die umfassende Problematik der Favelas hinzuweisen. Beide Reportagen beleuchten Gegebenheiten des alltäglichen Lebens aus einer ungewohnten Perspektive. Die Themen mögen verschieden sein, die Darstellungsweise ironisch, im Fall der Favela-Reportage zuweilen zynisch; das Ziel in

beiden Texten ist jedoch die ebenso detaillierte wie umfassende Kritik der Verhältnisse.

So fungiert die Darstellung der 'Unter-Stadt' nicht als Gegenwelt, sondern als Abbild der 'Ober-Welt'.⁵ Auf diese Erkenntnis stiess er, als er als Student auf einer Baustelle in einer riesigen Grube ein System von Rohren entdeckte. „Diese kamen aus dem Hauptquartier der Polizei, dem Rathaus, einer Bibliothek, aus ehrbaren Häusern und auch solchen mehr des Vergnügens, und alle Rohre waren rostig und schmutzig und waren sich gleich.“⁶

Die Abwässer und die Favelas sind kaum beachtete Zeugen dessen, was weggespült werden oder möglichst unbemerkt bleiben soll. Der Reporter leiht seine Stimme denen, die man sonst tunlichst totschweigt, und er analysiert die Gesellschaft aus ungewöhnlichem Blickwinkel von Rändern und Röhren betrachtet. Menschlichkeit, welche in beiden Reportagen ein Leitthema darstellt, gilt Loetscher als Massstab seines Schreibens.

In „Abwässer“ bedient sich Loetscher der Ironie, um seine Kritik zu äussern. Unter Verzicht auf eine hitzige Anprangerung der Missstände gelingt es ihm wiederum in der Favela-Reportage, die sachliche Neutralität zu wahren und dennoch seine pointierte Kritik zu platzieren.

Sprache, die man verstehen muss

Die einem Gutachten angemessene, nüchterne Sprache ermöglicht es Loetscher, auf hintergründige Weise von Schmutz und Abwässern zu berichten. Durch den ironischen Umgang mit der Sachlichkeit werden im Kontext glänzende Pointen erreicht erzielt. „Abwässer“ verwendet er als Begriff und Metapher zugleich.⁷ Dieses Wort kann somit in allen Facetten einer Bedeutung ausgespielt werden. In diesem Zusammenhang kann „sauber“ nicht ebenso sehr mit „unschuldig“ als auch mit „gewaschen“ assoziiert werden. Sprachlich geschickt, zeigt Loetscher den Zusammenhang von Saubersein und der Produktion von Schmutz-

wasser. „Loetscher macht sich die Sprache in ihrer bestehenden Form zunutze, indem er die ihr immanente Doppeldeutigkeit mit bemerkenswertem Scharfsinn ausschöpft.“⁸ Loetschers Abwasserwelt assoziiert und reflektiert geschickt die Unterwelt mit der Oberwelt. Auf Doppeldeutigkeiten verzichtet Hugo Loetscher hingegen im Text über die Favelas, dennoch schreibt er auch hier nicht ohne den nötigen Biss. Dieser Reportage-Roman profitiert vor allem von Loetschers fundierten Brasilienkenntnissen, was etwa kommt zum Beispiel in der Beschreibung der Zuwanderer aus dem Nordosten zum Tragen. Der Autor macht geltend, dass das Studium von Fachliteratur unerlässlich gewesen sei, besonders um zu einem fachgerechten Vokabular und zur sprachlichen Glaubwürdigkeit eines Gutachtens zu kommen.

Von Helden will Loetscher nichts wissen

In beiden Reportagen wählt Loetscher Protagonisten, die Einzelgänger oder Aussenseiter der Gesellschaft sind. Der Abwasserinspektor übt einen Beruf aus, der ihn von seinen Mitmenschen isoliert. In der Erzählform habe er lange geschwankt, ob er eine Er- oder Ich-Form wählen sollte, wie er in seiner Münchner Poetikvorlesung einräumt. Beim Ausprobieren der beiden Möglichkeiten wählte er schliesslich die Ich-Erzählung, weil er zur Einsicht kam: „Dadurch, dass in der ersten Person Singular erzählt wurde, entstand zur angestrebten Gutachter-Sachlichkeit der Abwässer ein subjektiver Widerpart und damit ein grösseres Spielfeld.“⁹ Die Erzählperspektive in der Favela-Reportage hat ihm in dieser Hinsicht zweifellos weniger Mühe bereitet. Seine Schilderung der Erfahrung einer Reisegruppe ist eine praktische Methode, um berichtend auf konkrete Missstände aufmerksam zu machen. Er spart sich bis zum Schluss auf, welche Massnahmen er anhand einer „Notstandsliste für eine Integrierung“ unmissverständlich fordert. Damit verzichtet Loetscher auf den schulmeisterlichen

Zeigefinger und erzielt durch die anekdotische Beschreibung der Umstände eine unmittelbare Wirkung.

Während sich einerseits der „Abwässer“-Inspektor in freiwilliger Entfremdung seiner Lebensumgebung aussetzt, wird andererseits in der Favela-Reportage eine ausgegrenzte Slum-Bevölkerung ins Zentrum des Interesses gestellt. Allerdings haben die Leute aus den Favelas ihre Aussenseiterrolle nicht selbst gewählt, sondern sind in einem Teufelskreis gefangen. Als „Working poor“ reicht ihr Verdienst nur für das Karge Dasein in den Slums. Jene Aufmerksamkeit, welche der Inspektor noch ablehnt, wäre den „Favelados“ nur zu gönnen. Beide, die Aussenseiterposition des Erzählers in „Abwässer“ und der exzentrische Blickwinkel der Favela-Reportage sind indessen nötig, um den Blick auf die Missstände freizugeben. Das engagierte Anliegen dieser Reportagen, nämlich Probleme zu erkennen, um sie einer positiven Veränderung zuzuführen, wird durch eine zunächst befremdende Perspektive dargestellt. Dieser Effekt ist der vermeintlichen Distanz zu verdanken, welche Loetscher mit seiner Schreibweise schafft.

Fürs Geschriebene haften

„Behaftbar“ und „behaften“ sind keine lexikalisierte Begriffe. Diese Ausdrücke stammen aus der schweizerischen Amtssprache, was Hugo Loetscher allerdings nicht bewusst gewesen sei, als er sie in der „Abwässer“-Reportage verwendete. „Aber es ist andererseits bezeichnend, dass er Ausdrücke, die soviel bedeuten wie ‘beim Wort nehmen’, als Schlüsselbegriff wählt.“¹⁰ Mit seiner Forderung nach „Behaftbarkeit“ spricht sich Loetscher in der Münchner Poetikvorlesung dafür aus, dass die gesellschaftlichen Anliegen des Autors verbindlich für diesen seien. „Die dargestellten Probleme sind ernst gemeint und in ihrer gesellschaftlichen Relevanz zu sehen, statt lediglich als Mittel zum Zweck der ästhetischen Gestaltung.“¹¹ Allerdings muss auch die Literatur als Kunstform ernst genommen werden. Somit wäre „Behaftbarkeit“ die Ver-

antwortung des Autors für die Verbindlichkeit seines Schreibens, sowohl im gesellschaftlichen Kontext als auch gegenüber der Kunst. Diese Definition der Behaftbarkeit trifft auf die beiden ausgewählten Reportagen in grossem Masse zu und bezeichnet zugleich Loetschers journalistisches Credo. Wie einst Max Frisch, so fordert auch Loetscher von der Literatur den Dienst an der Öffentlichkeit als oberste Pflicht.

Aus der Gegenüberstellung beider Reportagen wird deutlich, dass Loetscher Engagement und Ästhetik nicht als zwei voneinander zu trennende Aspekte seiner Arbeit versteht. „Er spricht sich vehement gegen jenes Spektrum der engagierten Literatur aus, deren Autoren ihre künstlerische Legitimation bereits durch die Thematisierung gesellschaftspolitischer Probleme als hinreichend erwiesen ansehen.“¹² Es ist charakteristisch für Loetscher, dass er nicht nur in seiner Heimat unter die Oberfläche schaut, sondern sich auch das genaue Hinsehen im Ausland nicht verkneifen will. Er wehrt sich gegen die Einstellung, Moral könne einem Text aufgesetzt werden, um ihn ethisch zu komplettieren. Loetscher ist der Ansicht, dass sich Moral und Stil gegenseitig bedingen. Er äussert sich hierzu in „Das Hugo Loetscher Lesebuch“ wie folgt:

Als Konsequenz eignet dem Stil ein moralischer Charakter. Nicht eine Moral, die von aussen käme, von irgendeiner religiösen oder moralischen Instanz, sondern es ist eine immanente Moral, die aus dem Ästhetischen selber erwächst. Stil steht für Verantwortung; das, was man als Verpflichtung aus gibt, auch als solche zu nehmen. Damit wird Stil zum Ausweis eigener Behaftbarkeit.¹³

Komplementarität von Journalismus und Literatur

Im Zusammenhang mit der Textanalyse Loetschers Reportagen kommt man nicht umhin, auf die Verknüpfung von Journalismus und Literatur in seinen Werken zu sprechen zu kommen. Hugo Loetscher gehört zu jenen Schriftstellern, welche „die Trennung von journalistischem und literarischem Arbeiten durchbrachen“¹⁴.

Er hat des Öfteren die gleiche Erfahrung journalistisch als auch literarisch verarbeitet. „Abwässer“ basiert auf einer Reportage über die Abwässerkanäle, und die Passage über die Beschreibung der Zuwanderer aus dem Nordosten Brasiliens findet sich in „Wunderwelt“ detaillierter wieder. Hugo Loetscher verneinte stets einen vermeintlichen Konflikt zwischen journalistischem und literarischem Arbeiten. Er selbst reflektiert über seine Vorgehensweise: „Journalistisches und literarisches Arbeiten konnten sogar Hand in Hand gehen. Reisen wäre ohne Journalismus kaum möglich gewesen. Es waren nicht zuletzt Reisen, welche Erfahrungen ermöglichten, die sich in meinem Erzählen wieder finden. Einmal eine Sprache, die sich als Auseinandersetzung mit Wirklichkeit versteht, und einmal eine, die Wirklichkeiten erschafft.“¹⁵

Wichtigster Grund für Loetschers anhaltende Zuwendung zum Journalismus, ist die Tatsache, dass nur der Journalismus die Möglichkeit bietet, zu „aktuellen Fragen Stellung zu beziehen und Zeitgenossenschaft“¹⁶ zu bekunden. Diesem Aspekt trägt er in der Reportage über die Favelas Rechnung, insofern man Loetschers soziales Engagement als Dienst an seinen Mitmenschen betrachtet. In Bezug auf die „Abwässer“ hat Loetscher ebenfalls einen ausgeprägten Sinn für aktuelle Probleme bewiesen. Immerhin hat er die Brisanz des Themas bereits Anfang der sechziger Jahre erkannt.

Besonders ausgezeichnet

Loetschers Reportagen können als Plädoyer für Ehrlichkeit, Toleranz und vor allem für mehr solidarische Menschlichkeit verstanden werden. Er geht sensibel auf die verdrängten Aspekte des Alltagslebens ein und sammelt seine Eindrücke mit grosser Akribie.

Diesen journalistischen Qualitäten der Recherche ist Loetscher stets treu geblieben. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass er seit über vierzig Jahren literarische Reportagen schreibt, ist abzusehen,

mit welcher Hartnäckigkeit er seine Themen verfolgt und aufarbeitet. Mit „Abwässer“ hat er die methodischen Grundlagen gelegt sowie die zentralen Motive und Themen seiner späteren schriftstellerischen und journalistischen Arbeit konstruiert¹⁷, auf die er sich über die Jahre hinweg selber „behaften“ liess. Das Bild des Autors Loetscher zeigt nicht nur einen Menschen mit einem ausserordentlichen Erfahrungshorizont, sondern auch einen Reporter, der sich in alle Richtungen umsieht, um in gleichbleibend zuverlässiger Präzision von der Welt zu berichten. Von sich selbst hat er in einem französischen Interview vermerkt: „Moi, je n’ai pas de racines, j’ai des pieds. Pour marcher.“¹⁸

Anmerkungen

- Dewulf, Hugo Loetscher und die portugiesischsprachige Welt, Bern 1999, S. 29
- Altweg, Kosmopolit aus dem Dorf, in: „Schweizer Illustrierte“, 24.11.1986
- Wiget, Ein Schweizer von Welt, Interview in: „Brückenbauer“, 31.08.1999
- Wiget, Ein Schweizer von Welt, a.a.o.
- Sabalius, Die Romane Hugo Loetschers im Spannungsfeld von Fremde und Vertrautheit, New York 1995, S. 52
- Loetscher, Vom Erzählen erzählen, Zürich 1999, S. 28
- Sabalius, Die Romane Hugo Loetschers, a.a.O., S. 50
- Sabalius, ebd.
- Loetscher, Vom Erzählen erzählen, a.a.O., S. 55
- Loetscher, ebd., S. 101
- Sabalius, Die Romane Hugo Loetschers , a.a.O., S. 60
- Loetscher in Bucher/Amman, Schweizer Schriftsteller im Gespräch, Zürich 1970, S. 107
- Loetscher, Das Hugo Loetscher Lesebuch, Zürich 1984, S. 267
- Loetscher, Vom Erzählen erzählen, a.a.O., S. 171
- Loetscher, ebd., S. 168 – 173
- Loetscher, ebd., S. 172
- Sabalius, Die Romane Hugo Loetschers a.a.O., S. 63
- Zahnd, Interview in Sommaire, Dossiers Ecrivains No.3, 1997

Lebenslauf

- 1929 Geboren in Zürich
- Studiert Politische Wissenschaften, Wirtschaftsge-
 schichte, Soziologie und Literatur in Zürich und Pa-
 ris
- Literaturkritiker bei der „Weltwoche“ und der „Neu-
 en Züricher Zeitung“
- 1958 - 1962 Literarischer Redaktor der Zeitschrift „du“
- 1960 Gründet literarische Du-Beilage “Das Wort”
- 1963 Lebt ein Jahr als freier Schriftsteller in Griechenland,
 danach ein halbes Jahr in Portugal
- 1964 Feuilletonredaktor und Mitglied der Chefredaktion
 der Weltwoche. Reisen nach Lateinamerika
- Seit 1965 Regelmässige Aufenthalte in Lateinamerika
- 1969 Beginn der Tätigkeit als freier Schriftsteller, Kritiker
 und Publizist für verschiedene Zeitungen, Zeit-
 schriften, Radio und Fernsehen
- 1976-1978 Reisen nach Südostasien
- 1979-1980 “Writer in “Residence” an der University of Sou-
 thern California
- 1981-1982 Erster Inhaber des “Swiss Lectureship” an der City
 University New York
- 1982 Gastdozent an der Universität Fribourg
- 2002 Lebt und arbeitet in Zürich

Werke

- Schichtwechsel. Stück in 26 Bildern, Zürich 1960
Abwässer. Ein Gutachten, Zürich 1963
Die Kranzflechterin, Zürich 1964
Noah. Roman einer Konjunktur, Zürich 1967
Zehn Jahre Fidel Castro. Reportage und Analyse, Zürich 1970
Der Immune. Darmstadt 1975. Überarbeitete Neuauflage, Zürich 1985
Die Entdeckung der Schweiz und anderes. Romanausschnitte und Erzählungen, Zürich 1976
Wunderwelt. Eine brasilianische Begegnung, Darmstadt 1979
Herbst in der grossen Orange, Zürich 1982
Der Waschküchenschlüssel und andere Helvetica, Zürich 1983
Die Papiere des Immunen, Zürich 1986
Vom Erzählen erzählen. Münchner Poetikvorlesungen, Zürich 1988
Die Fliege und die Suppe und 33 andere Tiere in 33 anderen Situationen, Zürich 1989
Der predigende Hahn. Das literarisch-moralische Nutztier, Zürich 1992
Saison, Zürich 1995
Die Augen des Mandarin, Zürich 1999
Der Buckel, Zürich 2002

Primärliteratur

- Abwässer. Ein Gutachten, (Erstausgabe 1963) Zürich 1988
Das Hugo Loetscher Lesebuch, Zürich 1984
Der Immune, (Erstausgabe 1975) 1996 Zürich
Durchs Bild zur Welt gekommen. Reportagen und Aufsätze zur Fotografie, Zürich 2001
Eine Adresse in der Favela. NZZ, Neue Zürcher Zeitung, 18.12.1999, Seite 93

- Vom Erzählen erzählen. Münchner Poetikvorlesung (Erweiterte Neuauflage), Zürich 1999
Wunderwelt. Eine brasilianische Begegnung, (Erstausgabe 1979) Zürich 1983

Sekundärliteratur

- Altwegg, Jürg: Kosmopolit aus dem Dorf, in Schweizer Illustrierte, 24.11.1986
Bucher, Werner Ammann, Georges (Hrsg.): Schweizer Schriftsteller im Gespräch, Zürich 1970
Camartin, Iso: Der Roman als Aufklärungslage, Nachwort zu: Abwässer, Zürich 1988
Dewulf, Jeroen: Hugo Loetscher und die portugiesischsprachige Welt, Bern 1999
Linsmayer, Charles (Hrsg.): Für den Tag schreiben. Journalismus und Literatur im Zeitungsland Schweiz. Eine Anthologie, zusammengestellt und mit einem Vorwort von Hugo Loetscher, Zürich 1999
Sabalius, Romey: Die Romane Hugo Loetschers im Spannungsfeld von Fremde und Vertrautheit, New York 1995
Wiget, Carl J.: Ein Schweizer von Welt, in Brückenbauer Nr. 35, 31.08.1999
Zahnd, René: Hugo Loetscher, in Sommaire, Dossiers „Ecrivains“ No. 3, 1997

Übrige Literatur

- Nietzsche, Friedrich: Menschliches, Allzumenschliches, in: Sämtliche Werke, hrsg. v. Giorgio Colli, Mazino Montinari, München 1980

